VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Euro / 2 Giblinge # 0124

dezember 2019



Der STWST-Gibling wurde
2019 von Peter Weibel gestaltet.
GIBLING-GESCHENKE auf Seite 21.

versorgerin Nr. / 124 / dezember 2019 / österreichische Post AG / MZ 15Z040481 M, VORTEILSTARIF, Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4, 4040 Linz

editorial

Auf dieser Seite 2 der Versorgerin #124 finden sich beinahe alle, bzw. sehr viele der 123 Covers der Versorgerin seit den 1990er Jahren. Warum? Die Stadtwerkstatt hat das Jahr 2019 anlässlich ihres 40jährigen Bestehens unter den Claim »Stay Unfinished« gestellt und mehrere Dinge dazu geplant. Für die Versorgerin gibt es die Idee, am Ende des Jahres 2019 jeweils ein Exemplar jeder vorhandenen Ausgabe zu einem Buch binden zu lassen. Diese einigen wenigen Buchobjekte, die vermutlich Anfang kommenden Jahres per Hand fertiggestellt sein werden, sind im Format der aktuellen Versorgerin gestaltet – die früheren, etwas anderen Ausgabenformate der 1990er-Jahre, bis 2004 übrigens noch unter dem Namen »Versorger«, sind dabei inkludiert, ebenso die einigen wenigen noch vorhandenen Kleinformate des Beginns. Die so hergestellten Bücher werden nach der aktuellen Schätzung etwa 12 cm dick sein und einen Bildindex enthalten, der aus Covers besteht – eben jenen, die hier in einer Übersicht zu sehen sind. Auch abgebildet auf dieser Seite: Die Versorgerinnen-Ausgaben in der DYI-Presse, bevor sich die Buchbinderin der Sache professionell annimmt.

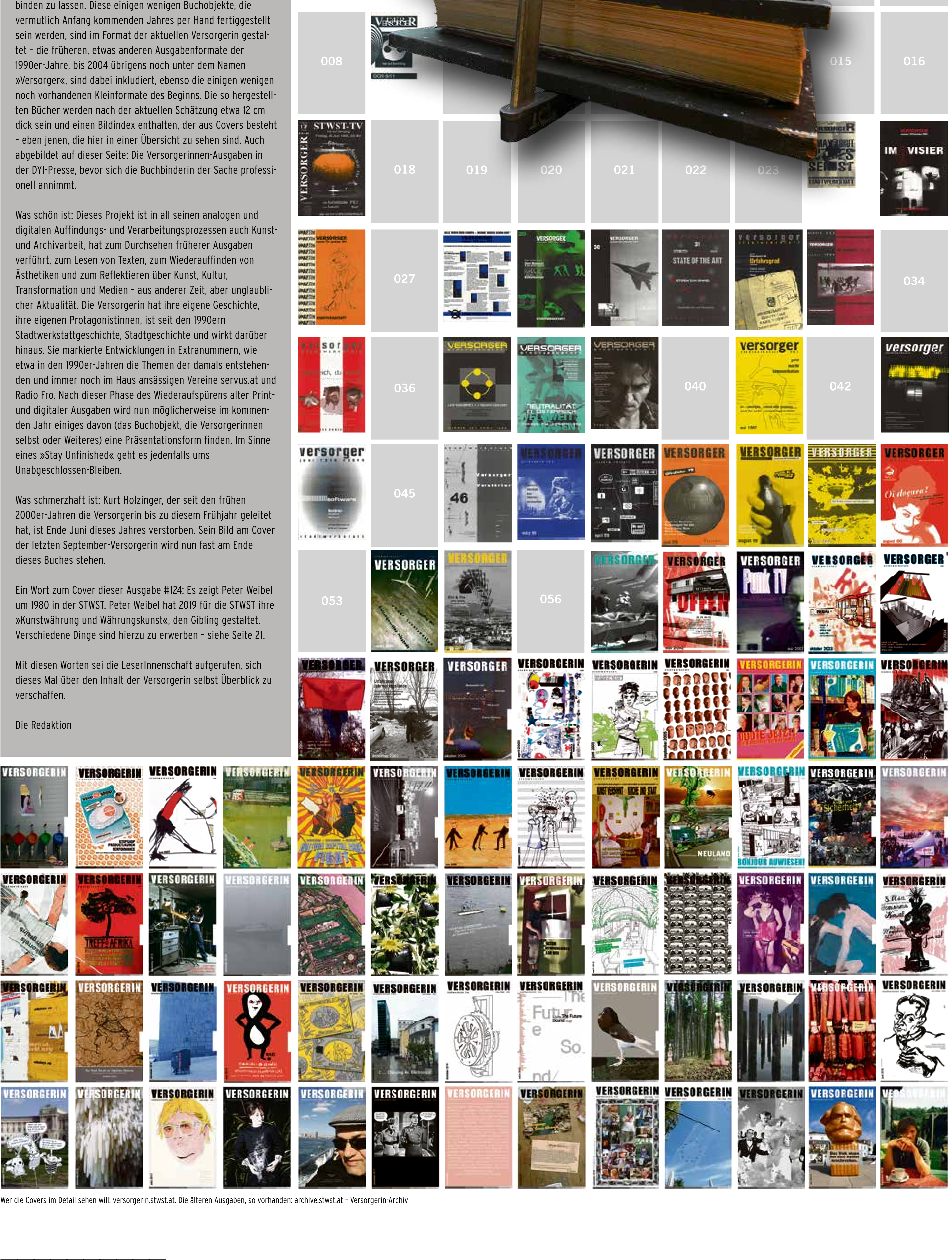
Was schön ist: Dieses Projekt ist in all seinen analogen und digitalen Auffindungs- und Verarbeitungsprozessen auch Kunst- und Archivarbeit, hat zum Durchsehen früherer Ausgaben verführt, zum Lesen von Texten, zum Wiederauffinden von Ästhetiken und zum Reflektieren über Kunst, Kultur, Transformation und Medien – aus anderer Zeit, aber unglaublicher Aktualität. Die Versorgerin hat ihre eigene Geschichte, ihre eigenen Protagonistinnen, ist seit den 1990ern Stadtwerkstattgeschichte, Stadtgeschichte und wirkt darüber hinaus. Sie markierte Entwicklungen in Extranummern, wie etwa in den 1990er-Jahren die Themen der damals entstehenden und immer noch im Haus ansässigen Vereine servus.at und Radio Fro. Nach dieser Phase des Wiederaufspürens alter Print- und digitaler Ausgaben wird nun möglicherweise im kommenden Jahr einiges davon (das Buchobjekt, die Versorgerinnen selbst oder Weiteres) eine Präsentationsform finden. Im Sinne eines »Stay Unfinished« geht es jedenfalls ums Unabgeschlossen-Bleiben.

Was schmerzhaft ist: Kurt Holzinger, der seit den frühen 2000er-Jahren die Versorgerin bis zu diesem Frühjahr geleitet hat, ist Ende Juni dieses Jahres verstorben. Sein Bild am Cover der letzten September-Versorgerin wird nun fast am Ende dieses Buches stehen.

Ein Wort zum Cover dieser Ausgabe #124: Es zeigt Peter Weibel um 1980 in der STWST. Peter Weibel hat 2019 für die STWST ihre »Kunstwährung und Währungskunst«, den Gibling gestaltet. Verschiedene Dinge sind hierzu zu erwerben – siehe Seite 21.

Mit diesen Worten sei die LeserInnenschaft aufgerufen, sich dieses Mal über den Inhalt der Versorgerin selbst Überblick zu verschaffen.

Die Redaktion



Wer die Covers im Detail sehen will: versorgerin.stwst.at. Die älteren Ausgaben, so vorhanden: archive.stwst.at – Versorgerin-Archiv

Reise nach Ungarn, August 2019

Eine Groll-Geschichte von *Erwin Riess.*

Groll und der Dozent waren auf dem Weg nach Visegrád in die pittoreske Donauschlinge oberhalb von Budapest, die auch Donauknie oder Dunakanyar genannt wird. Seit dem Jahr 1977 besuchte Groll die »ungarische Wachau«, oft mehrmals pro Jahr, manchmal für einige Wochen, dann wieder nur für ein paar Tage. In Visegrád hatte Groll Familienanschluß bei den Szedlacseks in der Széchény Utca Nummer zehn gefunden, hinter dem Dorfbach und neben einem 48er Denkmal. Schräg gegenüber befand sich ein Müvelödésihaz, ein Kultur- und Jugendzentrum, es war in einer Villa aus den 1880er Jahren untergebracht. János und Irena hatten Grolls Lebensweg über Jahrzehnte begleitet. In jungen und wilden Jahren hatte Herr Groll seine wechselnden Lebenspartnerinnen und Freundinnen immer zuerst den Szedlacseks vorgestellt, und Irena, die als Sekretärin bei den Ausgrabungen des weltberühmten Renaissanceschlosses von Mátyás Corvinus arbeitete, aber am liebsten Bordellmutter gewesen wäre, hatte den Frauen jedes Mal abgeraten, sich mit Groll einzulassen, denn dieser habe ein rhapsodisches Gemüt, sei aufbrausend und unberechenbar, kurzum kein Mann, mit dem eine Frau eine ruhige und gedeihliche Zukunft planen könne. Außerdem politisiere er zu viel und neige dazu, sich in abseitigen historischen Geschichten zu verlieren. Darüber hinaus würde er dem ungarischen Rotwein und dem Marillenschnaps in einem Ausmaß zusprechen, das nicht nur für Grolls Leberwerte einen Crash erwarten lasse. Die meisten Freundinnen hatten sich früher oder später an Irenas Rat gehalten und so konnte Irena »ihren« Wiener Stiefsohn – der eigene, Henryk, war zwanzig Jahre jünger als Groll – alleine begrüßen und in wundersame Gespräche verwickeln, die durch Topfenpalatschinken, Lecsó oder Paprikahendl veredelt wurden. Und János holte verläßlich Weinnachschub aus seinem unerschöpflichen Keller. Im Herbst gab es Berge von Edelkastanien, die auf einem Hügel hinter dem kleinen Häuschen wuchsen und im August Fische aus der Donau, Hecht oder Zander, selten auch Karpfen für legendär scharfe Fischsuppen.

János war 2004 verstorben, als ihn ein Schwer-LKW der Pilis-Wald-Verwaltung in einer unübersichtlichen Kurve der für den Allgemeinverkehr gesperrten Waldstrecke von der Straße räumte, worauf János' Kleinwagen in den Patak, den Bach, der aus dem Gebirge kommend der Donau zueilt, gestürzt war. Das war am späten Sylvesternachmittag geschehen, János lebte noch, aber nach einer Nacht im Budapester Spital war er tot. Sein Sohn schwört Stein und Bein, daß die Ärzte, die nicht nur im Sozialismus schlecht verdienten, die Patienten vernachlässigt und im Schwesternzimmer mulatiert hatten. Wenn es ihm hilft, mit dem Tod des Vaters fertigzuwerden, dann soll es so sein. Manchmal tut es gut, jemandem die Schuld für ein schwer zu ertragendes Ereignis zu geben, das ist nicht nur im Donauknie so, hatte Groll gedacht. János war auf dem Weg zu einer Waldquelle, einer forrás, gewesen. Deren Wasser wurde im Dorf heilkräftige Wirkung nachgesagt, erzählte Groll dem Dozenten, als sie in Grolls Renault 5 Automatic kurz vor der Autostadt Györ mit ihren Audi- und MAN-Fabriken ein Dorf namens Abda passierten.

Hätte er der Heilkraft des Gebirgswassers nicht vertraut, wäre er heute noch am Leben, hatte der Dozent geantwortet. Das sei die Dialektik, die über der menschlichen Existenz aufgespannt sei.

Akademisches Wortgeklingel helfe in diesem Fall auch nicht weiter, wollte Groll erwidern, aber im letzten Moment behielt er den Satz bei sich, er wollte die Anreise ins Donauknie nicht durch unnötigen Verdruß stören. In philosophischen Fragen konnte der Dozent, der sich sonst gern einer gelassenen Zurückhaltung befleißigte, starrsinnig und kratzbürstig sein.

Daß seine geliebte Irena, die sich oft wortreich über ihren János bei Groll beklagt hatte, kurz nach dessen Tod schwer erkrankte und keine zwei Jahre nach dem Unfall ihres Mannes verschied, ersparte sich Groll ebenso wie den Hinweis darauf, daß der donauschwäbische Waisensohn János als 17jähriger im Jänner 1945 zur Waffen-SS gezwungen wurde, bei den entsetzlichen Kämpfen um Budapest und Esztergom dabei war, nur mit viel Glück überlebt hatte und dann viele Jahre in sowjetischer Kriegsgefangenschaft verbrachte, wo er lernte, LKW zu reparieren und dabei so geschickt war, daß er von Dutzenden Dienststellen der Roten Armee angefordert wurde, wodurch seine Lebensumstände sich dramatisch verbesserten. Das verschwieg Groll ebenso wie den Umstand, daß János als später Kriegsheimkehrer noch einmal für drei Jahre in den malariaverseuchten Theißsümpfen als Zwangsarbeiter bei der Errichtung des Chemiekombinats Leninvarós schuften mußte. Danach bewährte er sich als Mechaniker bei Schwerlastern im Csepel-Stahlwerk auf der gleichnamigen Budapester Insel. Im Guten wie im Schlechten waren Lastkraftwagen sein Schicksal, dachte Groll. Wenig später bremste er den Wagen ab und bog zu einem Denkmal neben der Straße ab. Er machte keine Anstalten, den Rollstuhl aus dem Wagen hervorzuholen, ernst und ruhig betrachtete er den Stein mit der verwitterten Inschrift. Auch der Dozent schwieg. Als sie sich wieder auf der Bundesstraße befanden, klärte Groll seinen Bekannten auf. Das Denkmal erinnere an den 35jährigen Dichter Miklós Radnóti, den der große ungarische Schriftsteller György Dalos als den besten der jungen, verlorenen Dichter der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts beschreibt. Ähnlich wie Attila József, der sich 32jährig als verfolgter Jude und Kommunist 1937 vor einen Zug warf, war auch Radnóti, der wie sein Freund Attila eine Lyrik von unerhörter Schönheit und Intensität hervorbrachte, nur ein kurzes Leben beschieden. Anfang November 1944, der genaue Todestag ist nicht bekannt, wurde er gemeinsam mit zwanzig anderen erschöpften Gefangenen von ungarischen SS-Bütteln erschossen. Der Zug der 3600 Gefangenen kam aus der serbischen Kupfermine Bor, die fünfzig Prozent des für die Deutsche Militärmaschinerie benötigten Kupfers produzierte. Rádnóti war einer von 560 000 ungarischen Juden, die von den Nazis und den ungarischen Faschisten ermordet wurden, fuhr Groll fort. Wie so oft bei SS-Verbrechen hatten sich ehemalige Österreicher dabei besonders hervorgetan. Die Truppe um den Linzer SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann war verantwortlich für die Massendeportation von Juden aus Saloniki, Berlin, Bratislava bis Marseille in die Vernichtungslager des Deutschen Reiches. So organisierte er im Spätfrühling 1944 auch die Transporte von 400 000 ungarischen Juden in die Mordfabriken.

»Alois Brunner, gebürtig aus Rohrbrunn im heutigen Burgenland, war sein wichtigster ‚Mitarbeiter'. Er starb erst um 2010 in Damaskus, wo er als Staatsgast der syrischen Regierung seinen Lebensabend genoß. Vorher hatte er aber am Aufbau des syrischen Geheimdienstes wie hunderte andere SS-Verbrecher in Ägypten und Lybien mitgewirkt, deren Folterkenntnisse waren sehr gefragt. Über Vermittlung des Grazer Bischofs Hudal im Vatikan gelangte die Elite der Mordgesellen nach Südamerika und in den Nahen Osten. Hudal wurde vom Papst und der österreichischen Bischofskonferenz gedeckt.«

Sie durchquerten Györ und blieben auf der Bundesstraße Nummer 1 am Ufer der Donau. Groll fuhr in seiner Erzählung fort:

»Zwar gibt es heute in Ungarn noch in einigen Städten Rádnóti-Denkmäler, jenes in Abda wurde 2013 vermutlich von Rechtsradikalen geschändet. Es dauerte lange, bis es wiederhergestellt war. Die Täter wurden nie gefasst. Ganz in der Nähe, in dem Dorf Böny, gab es jahrelang ein abgelegenes Trainingszentrum von Faschisten aus ganz Europa. Die braunen Herren erfreuten sich der tatkräftigen Kooperation der ungarischen Behörden.«

»Ich habe im Pester Lloyd, der jetzt in Wien als Internetzeitschrift erscheint, weil er in Ungarn verboten ist, gelesen, daß das gegenwärtige Ungarn ganz offen ungarische Antisemiten hofiert, die in den dreißiger und vierziger Jahren den Überbau des Judenmords ausgestalteten«, fügte der Dozent hinzu und nannte József Nyirö, einen völkisch judenfeindlichen Schriftsteller und katholischen Geistlichen, der die Nazis angehimmelt habe. »Im März 1945 flüchtete er nach Deutschland und beschloß sein Leben Anfang der fünfziger Jahre in Franco-Spanien. Orbáns Regierung erklärte ihn zum bedeutenden Volksdichter und machte seine Schriften zur Pflichtlektüre in den Schulen. Mittlerweile erinnern Dutzende Denkmäler an ihn und Schulen, die vorher nach antifaschistischen Kämpfern benannt waren, schmücken sich jetzt mit seinem Namen.«

Bild: Cvetan Grafikai Studió

Festung Komárom

Sie näherten sich der Werft- und Festungsstadt Komárom. Franz Lehár stamme aus der Stadt, erzählte Groll. »Sein Vater war Militärkapellmeister, der Bruder hoher Offizier der k.k. Armee.«

»Der Lieblingskomponist des Führers!« rief der Dozent. »Einer von dreien«, korrigierte ihn Groll. Richard Wagner, Richard Strauß – Präsident der Reichsmusikkammer und Mitglied der Gottbegnadetenliste des Führers – und eben Franz Lehár.«

»Eine seltsame Mischung.«

»Finden Sie? Ein germanophiler Antisemit, ein reaktionärer Spätromantiker und ein Kitschproduzent von Rang, der nichts tat, seinen jüdischen Freund und Librettisten Fritz Löhner-Beda vor dem Gas zu retten. Die drei passen doch zusammen!« Nach einer kurzen Pause fügte Groll hinzu. »Zu Hitlers Geburtstag im Jahr des ‚Anschlusses' schenkte der Operettenfürst dem Diktator ein in Leder gebundenes Büchlein anläßlich der 50. Aufführung der »Lustigen Witwe«. Und noch im Jänner 1945 erhielt er vom Führer einen persönlichen Neujahrsgruß.«

»Wo hat Lehár die letzten Kriegsmonate verbracht?« Der Dozent griff nach seinem Notizbuch.

»In Bad Ischl, der Welthauptstadt der arisierten jüdischen Villen. Wo denn sonst? Dort starb er auch 1948, im Alter von achtundsiebzig Jahren.«

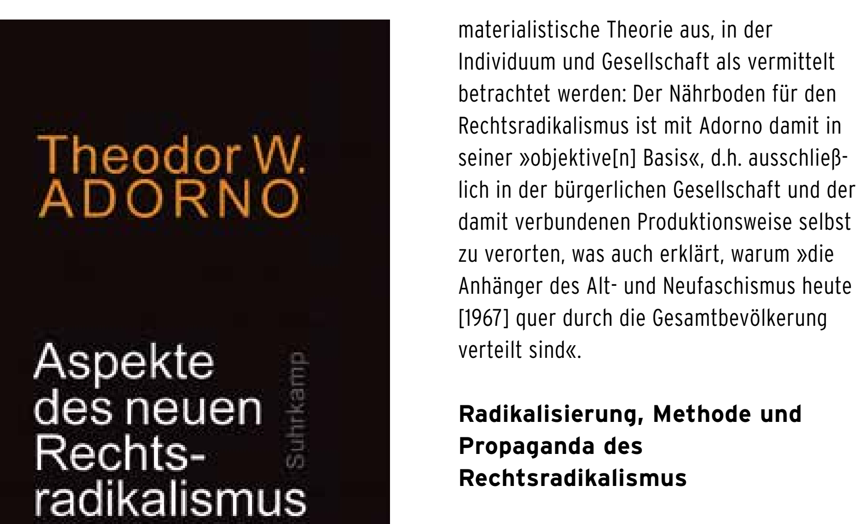
Ein erfülltes Leben, sagte der Dozent sarkastisch und nahm eine Eintragung vor. Das könne man wohl sagen, bekräftigte Groll. Linkerhand tauchten die ziegelbewehrten Wälle der Festung Komárom auf.

Erwin Riess schreibt Romane, Erzählungen und Stücke. Sein neuer Roman »Herr Groll und die Donaupiraten« ist September 2019 im Otto Müller Verlag erschienen.

Aspekte des neuen Rechtsradikalismus

Der 1967 gehaltene Vortrag Theodor W. Adornos - Aspekte des neuen Rechtsradikalismus – wurde neu herausgegeben. *Mathias Beschorner* über den Band und Kontinuitäten zu zeitgenössischen rechten Diskursen.

Dass die Person Theodor W. Adorno, seine Biografie und Œuvre ob seines 50. Todestages vermehrt durch das Feuilleton rauschen, ist kaum verwunderlich, braucht die bürgerliche Gesellschaft doch ihre Jubiläen und ‚kritischen Intellektuellen', die immer dann einzugemeinden sind, wenn es wieder einmal zu brennen scheint. Im zeitgenössischen Kontext, in dem die Erfolge rechtspopulistischer Parteien offensichtlich sind, avanciert nun auch Adornos neu herausgegebene Rede *Aspekte des neuen Rechtsradikalismus* zum Bestseller. Adorno für Erklärungsversuche hinsichtlich solcher Phänomene und politischen Entwicklungen zu befragen, ist ja nun einmal nicht grundsätzlich verkehrt. Dass es in dieser Gesellschaft jedoch permanent an allen Ecken und Enden brennt, ja Adorno selbst schärfster Kritiker ebenjener bürgerlichen Gesellschaft war und damit eben nicht so einfach einzugemeinden ist, wird in diesem Diskurs einmal mehr unter den Teppich gekehrt. Damit wird zugleich das Existenzialurteil Kritischer Theorie, nämlich, dass man es nach wie vor mit einer falsch eingerichteten Gesellschaft zu tun hat, die Phänomene wie den Rechtspopulismus und damit das Umschlagen in Faschismus und Barbarei eben zwangsläufig mit sich bringt, mindestens verwaschen.



Zur Aktualität des Vortrages

Entgegen diesem Potpourri naiver Würdigungen, die zumeist mit bloßen Versatzstücken der Kritischen Theorie daherkommen und eben diese auf den berühmten Satz der *Minima Moralia* »Es gibt kein richtiges Leben im falschen« herunterbrechen, ist es Volker Weiß zweifelsfrei zu verdanken, Adornos bisher unveröffentlichte Rede *Aspekte des neuen Rechtsradikalismus* herausgegeben und mit einem ausführlichen Nachwort versehen zu haben. Liest man das schmale Bändchen und folgt Adornos Argumentationsgang, so ist es tatsächlich frappierend, dass, wie Weiß schreibt, »ein Kommentar zu aktuellen Entwicklungen« vorzuliegen scheint. In dem am 6. April 1967 vor Wiener Studenten des Verbands Sozialistischer Studenten Österreichs gehaltenen Vortrag, seziert Adorno zwar recht ephemer, aber doch messerscharf die deutsche Ideologie und den Nazismus im Kontext seines Wiedererstarkens in der Bundesrepublik der 60er Jahre, was sich zugleich in den damaligen Wahlerfolgen der NPD konkretisierte. Bereits Adornos einleitende Worte verbieten jedoch die simple Eingemeindung als ‚kritischen Intellektuellen', macht dieser doch mit Verweis auf seinen Vortrag *Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit* dezidiert deutlich, »daß die gesellschaftlichen Voraussetzungen des Faschismus nach wie vor fortbestehen«. In der Folge rückt Adorno damit die fortwährende, vom Kapital produzierte soziale Deklassierung und Abstiegsangst derjenigen in den Fokus, die im Produktionsprozess weit unten stehen und als »potentielle Arbeitslose« ob des drohenden »Gespenst[es] der technologischen Arbeitslosigkeit nach wie vor« einiges zu befürchten haben; die im Sinne des Rechtsradikalismus jedoch nicht die kapitalistische »Apparatur« angreifen, sondern Linke, Intellektuelle sowie sexuelle und ethnische Minderheiten. Dieser Gedanke mag nun nicht sonderlich originell erscheinen und wurde bereits lange vor Adorno von Karl Marx im Zusammenhang der Maschinenstürmer des 19. Jahrhunderts beobachtet. Auch für das Verständnis des heutigen Rechtsradikalismus und Nazismus ist der Aspekt sozialer Deklassierung relevant. Angesichts der gegenwärtigen Austeritätspolitik dürfte dieser Aspekt an Relevanz gewonnen haben. An der Deklassierung konnte allerdings auch der in den 60er Jahren noch einflussreiche Keynesianismus kaum rütteln, wie Adorno bemerkte.

Gerade wegen der Inanspruchnahme der freudschen Psychoanalyse seitens der Vertreter der Kritischen Theorie verwehrt sich Adorno stets individualpsychologisch verstandener Interpretationen gesellschaftlicher Phänomene, was auch in diesem Vortrag unterstrichen wird – eine Methode, durch die im heutigen Kontext die simple Pathologisierung Einzelner am Beispiel rechtsextremer oder islamistischer Attentäter betrieben wird. Eine Erkenntnis über gesellschaftliche Phänomene wie das des Rechtsradikalismus kommt damit nicht ohne eine historisch-materialistische Theorie aus, in der Individuum und Gesellschaft als vermittelt betrachtet werden: Der Nährboden für den Rechtsradikalismus ist mit Adorno damit in seiner »objektive[n] Basis«, d.h. ausschließlich in der bürgerlichen Gesellschaft und der damit verbundenen Produktionsweise selbst zu verorten, was auch erklärt, warum »die Anhänger des Alt- und Neufaschismus heute [1967] quer durch die Gesamtbevölkerung verteilt sind«.

Radikalisierung, Methode und Propaganda des Rechtsradikalismus

Zudem sieht Adorno in der Angst vor dem sozialen Abstieg, die sich aus rationalen und irrationalen Motiven speist, zugleich etwas »Zentrales«, das in den apokalyptischen Untergangsphantasien, die sich zu dem »Gefühl der sozialen Katastrophe« hinzugesellen, zu sich komme. Das ist der Nährboden für die Ideologie des Rechtsradikalismus, den Adorno zugleich als Ausprägung und als »Narben einer Demokratie« begreift – einer Demokratie, die ihre eigenen Versprechen um den *Pursuit of Happiness* nie einzulösen vermochte. Besonders drastisch kommt dies allerdings in der »verspäteten Nation« (Hellmuth Plessner) zum Tragen, wenngleich die Demokratie an sich im Ganzen bloß »formal« geblieben sei. Ob faschistische Ideologien tatsächlich mit einer »Theorielosigkeit« einhergehen und ob es im »Faschismus nie eine wirklich durchgebildete Theorie« gegeben habe, wie Adorno konstatiert, ist fraglich, wussten doch die damaligen Kader des Nazismus und Faschismus – ebenso wie die der Neuen Rechten – ihre Schmitts, Heideggers und Paretos durchaus zu würdigen. Im heutigen Kontext genügt ein flüchtiger Blick in das neurechte Magazin *Sezession* um Götz Kubitscheks *Institut für Staatspolitik*, um Adorno in diesem Punkt in Frage zu stellen. Fraglos scheint indes, dass, wie Adorno weiter markiert, die »Propaganda« des Rechtsradikalismus selbst »die Substanz [einer solchen] Politik ausmacht«, die Form den Inhalt überwiege und als Mittel perfektioniert werde. Auffallend aktuell erscheinen auch Adornos Bemerkungen über das Durchsetzen immer radikalerer Positionen in rechten Parteien, was er an der historischen NSDAP und zeitgenössischen NPD beobachtete. Das lässt auch die aktuelle Situation der AfD in einem helleren Licht erscheinen. Fraglos, Geschichte wiederholt sich nicht einfach und schon gar nicht wird sie von Individuen gemacht, aber eine auffallende Analogie ist allein anhand der Riege der Parteivorsitzenden der AfD allzu offenkundig, bei der, ähnlich wie Adorno dies für die damalige NPD konstatiert, der »harte oder radikale Flügel gesiegt« zu haben scheint: Bernd Lucke und Frauke Petry, denen man wohl noch rechtskonservative und neoliberale Positionen nachsagen konnte, wurden schließlich ‚abgesägt'. Die aktuellen Parteivorsitzenden, Jörg Meuthen und Alexander Gauland, kokettieren dagegen immer offener mit dem völkischen »Flügel« um Björn Höcke und scheinen zusehends bereit, die einstmals neoliberale Agenda der AfD für eine völkische Interpretation der sozialen Frage hintanzustellen. Dass der »Flügel« um Björn Höcke so offensiv die soziale Frage aufwerfen kann und damit bei allerlei Wählerschaft punkten kann, scheint zudem dem Versagen von Linken und Liberalen geschuldet, die sich in exorbitanter Weise in Debatten um kulturelle Überbauphänomene flüchten, nicht einmal zu keynesianischen Positionen fähig sind und das Proletariat damit zusehends der politisch Rechten überlassen. Wer diese Entwicklung noch einmal ausführlicher nachvollziehen möchte, der möge einen Blick in Didier Eribons *Rückkehr nach Reims* werfen.

Auch die Melange sich wiederholender Versuche von Diskursverschiebungen gen rechts, gespickt mit Lügen und Versatzstücken von Wahrheit, die auch die heutige Politik und Propaganda der AfD maßgeblich kennzeichnet, analysiert Adorno bereits am damaligen Rechtsradikalismus. Unter Bezugnahme auf die *Authoritarian Personality* und die empirische Kategorie des »manipulativen Typs« macht Adorno in der rechtsradikalen Propaganda eine schlagkräftige Methode aus, für die auch die zeitgenössischen Subjekte sehr anfällig zu sein scheinen. In der Propaganda vereinigen sich zudem Antiintellektualismus, Antiamerikanismus und Antisemitismus, deren Sujets Adorno bereits am Beispiel der *National-Zeitung* und des *Studenten-Anzeigers* ideologiekritisch herausschält. Schon diese Zeitungen sprachen mit einer perfiden, aber stets unterschwelligen Konkretion genau jene an, die aufgrund sozialer Deklassierung empfänglich seien, jedoch durchaus wüssten, worauf und auf welche Feindbilder immer wieder angespielt werde.

Was der kritische Theoretiker Adorno gegen all dies ins Feld führt, bleibt schließlich unkonkret, endet aber doch mit einem Bekenntnis zu Wahrheit, Vernunft und Aufklärung. Einen Punkt macht Adorno allerdings durchaus konkret: mit einem blanken Appell an Humanität kann man diesem Denken nicht begegnen. Dagegen gelte es, die tatsächlichen und »potentiellen Anhänger des Rechtsradikalismus« konsequent »vor dessen eigenen Konsequenzen« zu warnen und aufzuklären, dass der Bezug auf eine vermeintlich »wahre Demokratie« rechter Demagogie entspringe und schlussendlich gegen ihre eigenen materiellen Interessen gerichtet sei. Inwieweit eine solche Aufklärung gelingen kann, bleibt fraglich; schon Marx wies in *Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte* – einem Text, der als frühe Faschismusanalyse betrachtet werden kann – auf das ‚merkwürdige' Verhalten kleinbürgerlicher und proletarischer Schichten hin, die gegen ihr eigenes Interesse handeln und diejenigen Repräsentanten wählen, von denen sie sich Vorteile erhoffen. So kann auch im Zeitalter nach den großen Nationalstaaten der Nationalismus die soziale Frage stets verdrängen, denn, wie Adorno auch ausführt, sind es gerade Ideologien in ihrem Untergang, die nochmal sehr wirkmächtig werden können.

Bild: Friedrich Magnussen

Modifiziertes Wahlplakat der Nationaldemokratische Partei Deutschlands (NPD) zur Bundestagswahl 1972

Angesichts der aktuellen Entwicklungen um AfD und Rechtspopulismus ist Adornos Rede tatsächlich von hohem aktuellem Wert. Denn auch Volker Weiß fasst im Nachwort bündig, dass »[z]u einer Historisierung Kritischer Theorie« »kein Anlass« bestehe, da »[g]egenwärtig« »die Berührungsängste der Mitte mit dem rechten Rand« »schwinden«. Adornos Text und Denken kommen im Vortrag jedenfalls aktuell und recht präzise daher. Freilich sind Adornos Gedanken nicht 1:1 auf den zeitgenössischen Kontext zu übertragen. Im Ganzen verweist der Vortrag jedoch ideologiekritisch auf Kontinuitäten zu zeitgenössischen rechten Diskursen und hilft vor allem, deren Sujets zu entschlüsseln. Zugleich ist der Band nicht nur allen jenen ans Herz zu legen, die Ideologie und Erstarken rechtspopulistischer Parteien zu begreifen versuchen, sondern auch als nüchterner Einstieg in die Kritische Theorie zu empfehlen.

Adorno, Theodor W. (2019): **Aspekte des neuen Rechtsradikalismus. Ein Vortrag (1967)**. Mit einem Nachwort von Volker Weiß. Suhrkamp, Berlin, 89 Seiten, 10 Euro.

Mathias Beschorner ist Historiker und freier Autor. Er lebt in Leipzig und hält die Herrschaft des »automatischen Subjekts« für menschengemacht.

Die Götterdämmerung als Dauerzustand

Till Schmidt im Interview mit Volker Weiss, der dieses Jahr Theodor W. Adornos Vortrag »Aspekte des neuen Rechtsradikalismus« (1967) herausgegeben und dazu auch das Nachwort geschrieben hat.

Till Schmidt: 1967 hielt Theodor W. Adorno auf Einladung des Verbands Sozialistischer Studenten Österreichs an der Wiener Universität den Vortrag »Aspekte des neuen Rechtsradikalismus«. Zu dessen Veröffentlichung als Buch haben Sie ein Nachwort verfasst. Könnten Sie zunächst den historisch-gesellschaftlich-politischen Kontext von Adornos Vortrag skizzieren?

Volker Weiss: Adornos Vortrag fand vor einem konkreten Hintergrund statt: Die 1964 gegründete NPD hatte sich als erfolgversprechende Sammlung einer zuvor in viele kleine Gruppen zersplitterten äußersten Rechten in Deutschland erwiesen. Nach Erfolgen bei mehreren Landtagswahlen gab es Befürchtungen, dass sich die Partei durch die anstehenden Wahlen 1969 auch im Deutschen Bundestag etablieren könnte. Um die Bedeutung dieser Erfolge der NPD zu beurteilen, muss allerdings bedacht werden, dass die damit herausgeforderte CDU damals noch ein wesentlich schärferes rechtes Profil hatte als heute. Außerdem war die Gesellschaft spürbar in einem Wandel begriffen. Immerhin regierte seit 1966 eine Große Koalition. Die NPD war die Kraft, die den Widerstand gegen diese Modernisierung zu bündeln versuchte. Anders als heute setzte sich damals allerdings der Fortschrittsgeist durch, und die Veränderungen mündeten in der sozialliberalen Regierungskoalition nach 1969.

Inwieweit passt Adornos Vortrag zur Tradition einiger Kritischer Theoretiker, nicht nur durch akademische Arbeiten zu glänzen, sondern auch als öffentliche, fast schon tagespolitisch eingreifende Intellektuelle aufzutreten?

Natürlich unterscheidet sich der Vortrag stark von dem, was sonst mit Adornos Spätwerk verbunden wird, etwa der »Negativen Dialektik« oder den Arbeiten zur ästhetischen Theorie. Dennoch sticht diese tagespolitische Intervention nicht so aus dem Werk heraus, wie mitunter behauptet wird. Entgegen des heutigen Images der Kritischen Theorie als Ausdruck des akademischen Elfenbeinturms waren ihre Protagonisten in ihrer Zeit äußerst weltzugewandt. Adorno hat immer wieder die Öffentlichkeit gesucht und sich zu gesellschaftlichen Ereignissen geäußert. Hier sind wohl die vergangenheitspolitischen Interventionen am wichtigsten. Daher lese ich Adornos Vortrag von 1967 auch als Fortsetzung von seiner berühmten Rundfunkrede »Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit« aus dem Jahr 1959, von der er im Rechtsradikalismus-Vortrag einige Motive weiterführt.

Welche Motive sind das?

Die gesamte Frage der gesellschaftlichen Rahmung, die sich in dem knappen Jahrzehnt zwischen den beiden Vorträgen nicht grundlegend geändert hat, klingt an – auch wenn sie im Vergleich zu anderen Ausführungen Kritischer Theorie über die sozio-ökonomischen Bedingungen kursorisch bleibt. Daraus resultierend dann natürlich die Figur der »autoritätsgebundenen Persönlichkeit«, die ja ein zentrales Element in den Faschismus-Analysen des Instituts für Sozialforschung (IfS) darstellte. Zu den in beiden Vorträgen wichtigen Motiven zählt übrigens auch die Bedeutung des Antikommunismus in der bundesdeutschen Identität, die so manchem Nazi einen bemerkenswerten Flaggenwechsel zur Demokratie ermöglicht hatte und in beiden Vorträgen einigen Raum einnimmt.

Gibt es noch weitere Motive, die in beiden Vorträgen eine zentrale Rolle spielen?

Ebenfalls wichtig ist die Frage nach dem Gewicht der nicht-öffentlichen Meinung. Sie ist es ja, die von den rechten Bewegungen organisiert werden kann. Das lebt bis heute in der Behauptung fort, etwas »nicht sagen zu dürfen«. Eng damit verbunden ist die durch die Niederlage und das Bekanntwerden der Verbrechen gekränkte nationale Eitelkeit, der »kollektive Narzißmus«, der ja bereits das bürgerliche Subjekt angesichts seiner technologischen Überflüssigwerdung umtreibt. All diese Motive bilden Brücken zwischen den Texten bzw. Vorträgen.

Worin unterscheidet sich Adornos Zugang im Wiener Vortrag von dem in »Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit«?

Insgesamt ist die »Aufarbeitung« wohl der dichtere Text. Im Wiener Vortrag schlägt sehr die freie Form durch. Das macht ihn allerdings auch zugänglicher. Er ist weniger grundsätzlich, mehr von einer damals unmittelbaren Aktualität gekennzeichnet, eben tagespolitisch motiviert. Ein wesentlicher Unterschied besteht schon darin, dass sich Adorno 1957 noch gar nicht über die Formen des organisierten Neofaschismus äußern wollte. 1967 hingegen machte er sie zum Hauptthema.

Könnten Sie das erläutern?

In der »Aufarbeitung« prägte Adorno die berühmt gewordene Sentenz, nach der er »das Nachleben des Nationalsozialismus in der Demokratie als potentiell bedrohlicher denn das Nachleben faschistischer Tendenzen gegen die Demokratie« erachtet. In unserem Kontext wichtig ist nun allerdings auch noch der Nachsatz, wonach »zwielichtige Figuren« wiederkehren können, »weil die Verhältnisse sie begünstigen«. Die NPD, das hob Adorno in Wien hervor, hatte jetzt – begünstigt durch die Verhältnisse – den neuen Weg gefunden: »Das offen Antidemokratische fällt weg«, wie Adorno die neue Selbstdarstellung der Rechten charakterisiert. Mehr noch, als Antidemokraten werden nun die anderen denunziert – die sich dem in der NPD organisierten vermeintlichen Volkswillen entgegenstellen.



Bild: Heike Huslage-Koch

Volker Weiss

In der »Aufarbeitung« steht die Frage nach dem Umgang im Zentrum, in Wien, so könnte man sagen, spricht Adorno bereits über die konkreten Konsequenzen dessen, dass man einen angemessenen Umgang nicht gefunden hatte. Beide Texte werden vom Bewusstsein getragen, dass es historische Kontinuitäten gibt, die vielleicht nicht auf den ersten Blick erkennbar sind. Das bedeutet übrigens auch, dass man sich der Vergangenheit nicht einfach wird entledigen können. Adornos Anmerkungen zu ihrer »Aufarbeitung« sind ja auch kein gedenkpolitischer Fahrplan, sondern zunächst einmal eine kritische Auseinandersetzung mit dem Wunsch überhaupt.

Inwiefern?

Der Wunsch nach »Aufarbeitung der Vergangenheit« ist für Adorno einerseits verständlich, weil, wie er in der ihm typischen Syntax formuliert, »unter ihrem Schatten gar nicht sich leben läßt«. Diese Erkenntnis führte schon direkt nach dem Kriegsende zum Wunsch nach einem Schlussstrich, und in dieser Bedeutung ist Adorno der Begriff »Aufarbeitung« erst einmal verdächtig. Er möchte zudem keinen »Schuldkomplex« kurieren, sondern legt Wert darauf, dass es eine tatsächliche historische Schuld gibt, der man sich nun mal stellen müsse. Um diese Momente komme eine tatsächliche Auseinandersetzung nicht herum. In der »Aufarbeitung« geht es also noch stärker um Nationalsozialismus, Shoah und Krieg sowie die Frage, mit welchen Strategien diese von den Deutschen nach der Niederlage rationalisiert oder gar »vergessen« wurden. Da spielte das Bedürfnis nach Rechtfertigung und Verniedlichung eine große Rolle. Verleugnungen, Aufrechnungen und Verteidigung gegen Kritik, die so gar nicht erhoben wurde. Wie wenig das alles an den Kontext der 50er Jahre gebunden war, zeigen übrigens die Reden von Björn Höcke oder das Verlagsprogramm von Antaios. Dessen antisemitischer Bestseller »Finis Germania« liest sich streckenweise wie ein Traktat aus den Fünfzigerjahren.

Und was stellte sich für Adorno als das Neue am »neuen Rechtsradikalismus« dar?

Mit der NPD hatte Adorno in seiner Wiener Analyse schon eine neue Generation rechter Akteure vor Augen, die nicht mehr unmittelbar historisch beteiligt waren. Er weiß also, zwischen den, wie er es nennt, »Kaders alter Nazis« und den jüngeren Wählern zu unterscheiden. Für Adorno war der Rechtsradikalismus der 1960er Jahre also weder vollkommen neu noch einfach eine Wiederholung. So ist für ihn die NPD nicht einfach als Wiedergängerin der alten Nazis zu verstehen, sondern durchaus als eine Partei, die in die damalige Zeit passt. Entwicklungen sieht er im Klassencharakter der NS-Bewegung und ihres »industriellen Backings«. Die NPD hingegen war in dieser Hinsicht längst nicht so etabliert wie die NSDAP. Gleichwohl zählt Adorno Motive auf, die sowohl in der NSDAP als auch in der NPD zum Tragen kommen. Das sind vor allem Propagandatechniken, die Behauptung, man dürfe sich ja nicht frei äußern sowie der Drang nach nationaler Größe.

Welche Propagandatechniken sind das?

Ganz wesentlich ist hier das Element der Übersteigerung, der Überbietung. Adorno benutzt hier das schöne Wort vom »Angedrehten«, das dem »pathischen Nationalismus« innewohne und sich heute in der Klage über den angeblichen Souveränitätsverlust Bahn breche. Diese Propagandaphrasen sind Adorno zufolge so steil, dass ihnen selbst die eigene Gefolgschaft nicht wirklich Glauben schenken kann – und dieser Zweifel muss wieder übertönt werden. Vor allem weiß Adorno noch als Zeitzeuge, dass bereits die Propagandatechniken des Nationalsozialismus formal auf hohem Niveau waren. »Technische Perfektion« bei »Abstrusität der Zwecke« lautet sein Befund, den man auch heute mit Blick auf Twitter & Co noch teilen kann. In der Formulierung des Vortrags, dass die Propaganda der Rechten »schon die Substanz der Sache selbst« ist, verdichtet sich vieles, was die Kritische Theorie über Jahrzehnte erarbeitet hatte.

Auf welche weiteren Werke beziehen Sie sich hier?

Viele Motive in der Auseinandersetzung mit faschistischer Propaganda – bis hin zu den Antisemitismus-Analysen in der »Dialektik der Aufklärung« – gehen unmittelbar auf die Arbeit von Leo Löwenthal zurück. Löwenthal hatte einen großen Schatz an Mitschriften, Protokollen, Radiosendungen amerikanischer rechtsradikaler Agitatoren ausgewertet und die Grundmuster ihrer Propaganda herausgearbeitet. Natürlich spielte dabei seine europäische und deutsche Erfahrung eine Rolle, aber dem IfS war es wichtig, aktuelle Daten aus den USA zu erheben, um eine gewisse Allgemeingültigkeit ihrer Analyse zu erreichen. In den Blick genommen wird bereits in Löwenthals Analysen das Prinzip der »negativen Psychoanalyse«, das bis heute eine große Rolle in der Agitation spielt. Damit ist die Methode gemeint, das Gegenüber durch Dauerappelle und Reizimpulse an Ängste und Wünsche zu neurotisieren. In meinen Augen sind Löwenthals »Falsche Propheten« eine ungemein lohnende Lektüre. Darüber hinaus gibt es Studien von Siegfried Kracauer zur totalitären Propaganda. Diese klassischen Arbeiten sind so manchen Schnellschüssen von heute haushoch überlegen.

Wo stoßen Ausführungen der klassischen Kritischen Theorie zu den Propagandatechniken und dem Drang nach nationaler Größe an ihre Grenzen?

In den sechziger Jahren, darauf weist Adorno auch hin, mag diese beschriebene Rhetorik noch etwas Kompensatorisches gehabt haben. Die Politik der alten Bundesrepublik war durch den Blockkonflikt fest gerahmt. Diese Westbindung hatte durchaus zivilisierenden Charakter und hat Grenzen definiert. Als Armin Mohler, der Nestor dieser neuen Nachkriegsrechten, Franz Josef Strauß vorgeschlagen hat, Westdeutschland nach dem Vorbild Frankreichs aus der Nato herauszulösen, war er politisch erledigt. Heute fürchte ich da mehr Spielräume. Andererseits sind die europäischen Strukturen natürlich im Vergleich zu den Sechzigern unvergleichlich stärker. Daher zählen sie ja auch zu den Hauptangriffspunkten der Rechten.

Welche weiteren Aspekte waren für Adorno neu am »neuen Rechtsradikalismus«?

Der Antisemitismus musste sich wandeln. Nach 1945 konnte er sich besser in der Form der Schuldabwehr artikulieren als in den alten Vernichtungsparolen. Als Beispiel nennt Adorno Versammlungen, auf denen bereits der Begriff »Auschwitz« zu Tumulten führte. Der Erfolg von »Finis Germania« zeigt, wie sich ein solcher Antisemitismus bis heute Bahn bricht. Neu ist zudem wohl die Erkenntnis, dass das bürgerliche Bewusstsein die Krise so verinnerlicht hat, dass es, wie es Adorno ausdrückt, den »Schrecken antizipiert«. Das macht die Akteure unabhängiger von konkreten Ereignissen wie noch der Wirtschaftskrise 1929. So war die NPD ja bereits vor der »kleinen Rezession« 1966/67 erfolgreich. Daher warnt Adorno auch davor, die Entwicklung der Rechten ausschließlich mit Blick auf die ökonomischen Konjunkturzyklen zu analysieren. Seine Wagner-Referenz zeigt, dass die Götterdämmerung nun gewissermaßen zum Dauerzustand geworden ist.

Was meinte Adorno damit?

Adorno bezieht sich hier auf eine gewisse Endzeitrhetorik, die bei den Nazi-Führern populär war. Allerdings sieht er deren Grundlage in der drohenden Überflüssigwerdung des Menschen im ökonomischen Prozess.

Die Erfahrung der völligen Austauschbarkeit bis hin zur technologischen Ersetzbarkeit der eigenen Arbeitskraft, die ja bereits in den vierziger Jahren diskutiert wurde, hat die Grundlage für diese Disposition geschaffen. Aus dieser Krisenerfahrung resultiert nun die Krisenerwartung. Grob gesagt ist dem Subjekt ein wenig die Utopie abhandengekommen und tendenziell durch eine dystopische Vision abgelöst worden.

Inwiefern?

Es fehlt das Zukunftsversprechen, das die Menschen anfangs durch die Moderne getragen hatte. Das allerdings aus gutem Grund, denn die Katastrophen waren schon da und haben gezeigt, dass es kein verlässliches Limit gibt. Das bedeutet nicht, dass wir in einem Dauerzustand leben, der mit der Situation des Weltkrieges auch nur annähernd zu vergleichen wäre. Als Potential ist die Katastrophe allerdings stets präsent, und irgendwann kann die Angst auch in Erwartung umschlagen. Frei nach dem Motto: Besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Die Referenz dürfte hier wohl Freuds Thanatos sein: der Wunsch nach völliger Spannungslosigkeit im Tode, das Gegenprinzip zur Dauerspannung des Eros.

Um den Bogen wieder zur Fragestellung zu schlagen: Warum wählen diese (potentiell) Austauschbaren, Adornos Argumentation zufolge, so häufig gegen ihre eigentlichen ökonomischen Interessen?

Die Gründe können vielfältig sein, nicht zuletzt mag die rebellische Geste reizen, denen »dort oben« eins auszuwischen, wobei man damit gewöhnlich Leute an die Macht bringt, die noch viel mehr »dort oben« sind. Dann gibt es durchaus eine Selbstsicht, die von der ökonomischen Lage abweicht. Man zählt sich noch zu den Besseren, ich würde auch die Bereitschaft nicht unterschätzen, selbst zu leiden, solange andere, Ungeliebte wenigstens noch mehr leiden müssen. Das zeigte sich in Deutschland besonders während der Sarrazin-Debatte. Sarrazin ist ja mitnichten nur auf Muslime, sondern auf die gesamten »Minderleister« losgegangen – von denen wiederum ihm aber nicht wenige Beifall gezollt haben. Sie haben sich davon einfach nicht mitgemeint gefühlt, obwohl sie es waren.

Vieles von dem, was Adorno beschreibt, würde heute wohl als »rechtspopulistisch« bezeichnet werden. Wie stehen Sie zu diesem Begriff? Ließe sich – inzwischen – oftmals nicht viel eher von Faschismus sprechen?

Ich finde es zunächst sogar angenehm, dass Adorno sich in seinem Vortrag nicht unserer heutigen pseudo-objektiven Politologen-Terminologie bediente. Ihm waren die Schnittmengen und Übergänge zwischen den Erscheinungsformen der Nationalismen durchaus bewusst. Insofern springt er in seinem Text begrifflich zwischen Rechtsradikalismus, Faschismus und dem Element des Autoritären. Grundsätzlich arbeite auch ich mit dem Faschismusbegriff, wenn er mir angemessen scheint. Dieser ganze Schnellroda-Komplex und die »Identitären« etwa sind damit durchaus treffend benannt. Angesichts der selbstgewählten historischen Vorbilder liegt das auf der Hand – hier sind vor allem die Autoren der sogenannten Konservativen Revolution wie Ernst Jünger, Carl Schmitt, Oswald Spengler und Arthur Moeller van den Bruck zu nennen.

Worum handelt es sich bei dieser Strömung?

Es ist ja augenfällig, wie stark sich die Neue Rechte seit Jahrzehnten um diesen weltanschaulichen Kanon der Zwischenkriegszeit bemüht. Jargon und Stil sind stark vom »heroischen Realismus« dieser Kreise beeinflusst, der noch vor dem Nationalsozialismus ausformuliert wurde. Ein Teil dieser Akteure, namentlich Werner Best, der den Begriff prägte, aber auch der Staatsrechtler Carl Schmitt, schlossen sich mit wehenden Fahnen den Nazis an, andere wie Spengler hielten Distanz. Doch auch diejenigen, die Hitler eher als plebejisch verachteten, zeigten sich sehr interessiert an Mussolinis Italien. Kurzum, die deutsche Rechte verfügte in den zwanziger und dreißiger Jahren über ein wesentlich breiteres Spektrum als nur die Nazis und es gab nicht wenige, die sich dem europäischen Faschismus zuschlagen lassen, obwohl sie die NSDAP mieden.

Heute ist – zumindest im deutschen Bewusstsein – nur Hitler hängengeblieben. Der lange Vorlauf dorthin ist vergessen, abgesehen davon, dass man Hitler die Niederlage nicht verzeiht. Auch Österreich hat noch vor dem »Anschluss« einen eigenen Austro-Faschismus gekannt. Übrigens sind die Anleihen auch dort nicht unbeträchtlich, ein Theoretiker des Ständestaats wie Othmar Spann wurde nicht nur in der Zwischenkriegszeit auch in diesen Kreisen rezipiert, sondern ist auch in der deutschen Neuen Rechten durchaus noch ein Begriff. Und da diese Theorietradition nicht identisch mit dem Nationalsozialismus ist, kann man mit ihr heute ganz wunderbar hausieren gehen, den Faschismus reorganisieren und dabei jede Verbindung mit dem Nationalsozialismus empört von sich weisen. Die Überbetonung der feinen Trennlinien innerhalb der äußersten Rechten im deutschen Reich ist gewissermaßen die Existenzgrundlage der Schnellroda-Clique.

Und wo sehen Sie weltanschauliche Überschneidungen zum Faschismus?

Der Populismus ist ein Element des Faschismus, bleibt aber formal noch der Demokratie verpflichtet. Die Schnittmengen liegen in der Besessenheit von nationalem Niedergang, opferreicher Reinigung und Wiedergeburt sowie der Fetischisierung von Identität, Mythen und Traditionen. Dazu kommen noch die Neigung zur Ästhetisierung und Inszenierung. Insofern lässt sich der Populismus schnell ins Faschistische ausbauen. Für »weichere« Formen ist die Klassifizierung als »rechtspopulistisch« aber durchaus sinnvoll. Es gibt seit einiger Zeit rechte Strömungen vor allem in Nordeuropa, die stark von den historischen Vorbildern abweichen und eine neue Form des autoritären Liberalismus anstreben. Vor einigen Jahren war das etwa Pim Fortuyn, heute ist es Geert Wilders oder einige skandinavische Parteien. Mitunter hat in Deutschland vielleicht die CSU so etwas umgesetzt, aber insgesamt finde ich bemerkenswert, dass das Konzept des Rechtspopulismus hier bisher nicht wirklich funktioniert hat. Die deutsche Rechte scheint zwanghaft in einen klassischen Nationalismus zu streben. Das kann man an der immensen Radikalisierung der Alternative für Deutschland (AfD) sehen, die ja zunächst mit diesem Anspruch gegründet wurde. Inzwischen dominiert dort ein anderes Milieu als das der »besorgten Nationalökonomen« aus der Gründungsphase. Grundsätzlich denke ich allerdings, dass solche Profile sogar nebeneinander in einer Partei existieren und bei Bedarf betont oder zurückgenommen werden können. Der Postfaschismus ist flexibler als seine Vorläufer.

Inwieweit ist die Klassifizierung »Rechtspopulismus« ihrer Meinung nach für die Verhältnisse in Österreich sinnvoll?

Die FPÖ hat diese Flexibilität maximal ausgenutzt. Schon Jörg Haider konnte auf allen möglichen Klaviaturen gleichzeitig spielen, von der NS-Verherrlichung bis zum globalisierungskritischen »Anwalt der kleinen Leute« ging da alles. Vielleicht gehört es auch zum Gegenstand, dass er vielschichtig schillert? Insgesamt scheint mir der Begriff Rechtspopulismus für die FPÖ aber zu verharmlosend. Der Trend geht insgesamt zum illiberalen Staat nach dem Zuschnitt Viktor Orbáns, Putins etc. Ein autoritärer Beutezug korrupter Rackets im Namen von Volk und Nation, die vor allem sich und ihre Klientel versorgen und dem Rest der Welt die Hölle bereiten. Das scheint mir das Modell der Zukunft zu sein, wenn man nicht aufpasst. Vielleicht ist die Lektüre von Adornos Text ja nützlich, um etwas Klarheit in die derzeit recht verworrene Lage zu bringen?

Till Schmidt studiert in Oldenburg und arbeitet als freier Journalist.

Ihr habt den Krieg verlor'n!

Svenna Triebler über die Geschichte der »Antifa« in der BRD.

Das sicherste Mittel, um den Blutdruck von Rechtsextremen, Konservativen und VertreterInnen der selbsterklärten Mitte gleichermaßen in die Höhe zu treiben, ist der Begriff Antifa: Einer Jugendgruppe im norddeutschen Pinneberg wird von der Bürgermeisterin ein Hausverbot im städtischen Jugendzentrum angedroht, wenn sie ihre Veranstaltungen weiterhin unter dem Namen »Antifa-Café« durchführt. Im Bundestag erhielt die Linkspartei-Abgeordnete Martina Renner einen Ordnungsruf, weil sie einen Anstecker mit dem schwarz-roten Symbol trug. In Koblenz wurde eine Sitzung des Stadtrats gleich komplett abgebrochen, weil Ratsmitglieder von Grünen und Linken das Fahnenlogo präsentierten. Dass Rechtsradikale eine Bewegung bekämpfen, die den Antifaschismus nicht nur im Namen trägt, sondern auch tatkräftig dafür einsteht, erklärt sich von selbst. Warum aber bekommen auch Konservative, Liberale und mindestens die Hälfte der letzten zehn Sozialdemokraten bei der bloßen Erwähnung Schnappatmung – und wer oder was ist das überhaupt, diese Antifa?

Um das zu beantworten, ist zunächst einmal eine Begriffserklärung hilfreich: Zwar ist die Antifa logischerweise antifaschistisch, aber nicht alle AntifaschistInnen würden sich der Antifa zuordnen.

Lieber tot als rot?

In Zeiten von AfD und Co sehnen sich viele nach einem angeblichen antifaschistischen Konsens der demokratischen Kräfte nach 1945 zurück, doch der erweist sich bei nicht mal allzu genauem Hinsehen als ein großer Selbstbetrug. Die CDU etwa hatte kein Problem damit, von 1949 bis 1960 mit zwei waschechten NS-Nachfolgeparteien[1] zu koalieren; hier weiter auf die NS-Kontinuitäten in Parteien, Verbänden und der Gesellschaft im Allgemeinen einzugehen, würde den Rahmen sprengen. Antifaschisten gab es zwar durchaus, aber die alten Differenzen zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten führten unter anderem dazu, dass die SPD bereits kurz nach Gründung der wichtigsten antifaschistischen Organisation der Nachkriegszeit, der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN, 1971 erweitert um den Zusatz »Bund der Antifaschisten«, VVN-BdA), einen Unvereinbarkeitsbeschluss fasste, obwohl zahlreiche Sozialdemokraten an der Gründung beteiligt waren.

Randale, Bambule, Frankfurter Schule!

Auch in den folgenden Jahrzehnten blieb ein über Lippenbekenntnisse hinausgehender Antifaschismus in der BRD weitgehend der radikalen Linken überlassen. Das lag nicht allein an antikommunistischen Reflexen in Kombination mit dem krampfhaften Verdrängen der NS-Zeit, sondern auch in der Natur der Sache: Wer die Entstehung des Faschismus begreifen will, stößt ziemlich schnell auf die Geschäftsgrundlage unserer Gesellschaft, also den Kapitalismus.
Während man die berüchtigte Dimitroff-These – Faschismus als »offene, terroristische Diktatur der reaktionärsten, chauvinistischsten, am meisten imperialistischen Elemente des Finanzkapitals« – getrost in ihrer Mottenkiste verstauben lassen darf[2], bietet die Frankfurter Schule bis heute eine solide Grundlage, um zu erklären, wie eine sich als modern und zivilisiert verstehende Gesellschaft den faschistischen Wahn hervorbringen konnte (und kann), und kommt zu dem Schluss: »Wer vom Kapitalismus nicht reden will, sollte vom Faschismus schweigen.«

Das, was man heute unter dem Namen Antifa kennt, entstand dementsprechend auch nicht etwa auf einem Delegiertentreffen der Jusos, sondern Anfang der 80er Jahre aus der autonomen Bewegung heraus, als sich in Reaktion auf das Erstarken der Neonazi-Szene autonome Gruppen mit explizit antifaschistischem Schwerpunkt gründeten. Zwar gab es schon damals Bestrebungen, über den bloßen Aktionismus gegen Nazis hinauszugehen und Antifaschismus mit dem Kampf gegen den »imperialistischen Herrschaftsapparat« zu verknüpfen, wie die Antifaschistische Aktion Hamburg 1983 ganz im Sinne des damaligen Zeitgeists der Linken schrieb; zunächst lag der Schwerpunkt von Antifa-Politik jedoch weiterhin auf reinen Anti-Nazi-Aktivitäten, was in erster Linie die Recherche zu Neonazi-Strukturen und die Ver- oder zumindest Behinderung von rechten Treffen und Aufmärschen umfasste. Der gesamtpolitische Ansatz wurde erst ab den 90er Jahren ernsthaft verfolgt.

Antifaschistische Selbsthilfe

Die nationale Besoffenheit nach Mauerfall und Wiedervereinigung brachte einen drastischen Anstieg rechter Gewalttaten mit sich: Die Brandanschläge von Mölln und Solingen mit insgesamt acht Todesopfern und der tobende Mob vor Unterkünften für Flüchtlinge und Vertragsarbeiter in Hoyerswerda und Rostock waren prägend für die Generation von Linken, die in den frühen 90er Jahren erwachsen wurde. Hinzu kam die tägliche Straßengewalt; Fascho-Schläger riefen »national befreite Zonen« aus und machten Jagd auf alles, was nicht in ihr Weltbild passte: Migranten, Obdachlose, Behinderte, Punks und alternative Jugendliche. Die Amadeu-Antonio-Stiftung zählt allein in den Jahren 1990 bis 1995 70 Todesopfer rechter Gewalt (von denen viele bis heute vom Staat nicht als solche anerkannt sind).
30 Jahre nach dem Mauerfall schilderten jüngst Menschen unter dem Twitter-Hashtag #Baseballschlägerjahre, wie sie als Jugendliche den rechten Alltagsterror erlebt haben; sie berichteten von Nazi-Angriffen, der täglichen Angst auf dem Schulweg, dem Wegsehen von Polizei und Erwachsenen. Und eben auch davon, dass die Antifas die einzigen waren, die den Schlägerbanden etwas entgegensetzten.

Dass das nicht mit friedlichen Mitteln möglich war, liegt auf der Hand – woraus sich wunderbar Leitartikel über die böse »Gewalt von rechts und links (vor allem aber von links)« machen ließen und lassen, unterfüttert von der Extremismustheorie, die ebenfalls seit den Neunzigern ihren Weg von den Thinktanks der Neuen Rechten in den politischen Mainstream gefunden hat. Zur vertiefenden Lektüre darüber, wie diese krampfhafte Gleichsetzung dazu dient, den Faschismus zu relativieren und den Kampf gegen Rechts zu lähmen, sei der jüngst im Verbrecher-Verlag erschienene Sammelband »Extrem unbrauchbar. Über Gleichsetzungen von Links und Rechts« empfohlen.
Das Schlimme an der bösen linken Gewalt ist jedenfalls offensichtlich weniger die Gewalt als dass sie von Linken kommt. Dazu sei an dieser Stelle lediglich darauf hingewiesen, mit welcher Nonchalance die Politik darauf reagiert, dass in diesem Jahr in Deutschland bereits drei Menschen rechten Terroranschlägen zum Opfer gefallen sind (und nur eine stabile Synagogentür verhinderte, dass die Zahl nicht noch viel höher ist) – während gleichzeitig allerorten Sonderkommissionen »gegen linke Gewalt« ins Leben gerufen werden. Man tut nicht einmal so, als sei es einem wirklich ernst damit, gegen »Rechts und Links gleichermaßen« vorzugehen, denn sonst müsste die rechte Szene längst eine staatliche Aufmerksamkeit erfahren wie in den Jahren der RAF-Panik all diejenigen, die auch nur im Verdacht standen, links des Godesberger Programms zu stehen.

Nazis bekämpfen: Auf allen Ebenen, mit allen Mitteln

Eine Moraldebatte über das Für und Wider eines militanten Vorgehens gegen Nazis stand für die Antifa-Bewegung der frühen Neunziger nicht auf der Tagesordnung, antifaschistische Selbsthilfe war vielerorts buchstäblich eine Überlebensfrage[3]. Und zeigte dort, wo sie erfolgreich war bzw. ist, auch nachhaltig Wirkung. So räumte etwa selbst der Göttinger Oberstaatsanwalt Hans-Hugo Heimgärtner, in der Universitätsstadt für seinen Verfolgungseifer gegen Linksradikale bekannt, 2011 in einem Interview mit dem »Göttinger Tageblatt« ein: Dass es in Göttingen kaum noch Nazi-Aktivitäten gebe, sei auch der »Präsenz einer starken antifaschistischen Szene« geschuldet.

Dort, wo die Antifa solche mehr oder minder nazifreien Räume durchsetzte und der tägliche Abwehrkampf nicht die politische Arbeit bestimmte, hatte man den Kopf frei für theoretische und Strategiedebatten. 1991 veröffentlichte die Göttinger Autonome Antifa [M] dazu ein »Organisierungspapier«, das den Anstoß zur Gründung der Antifaschistischen Organisation/Bundesweite Organisation (AA/BO) gab, die 1992 von zunächst zwölf Mitgliedsgruppen in Leben gerufen wurde. In der autonomen Szene stieß die AA/BO nicht auf ungeteilte Begeisterung: Die feste Struktur, zusammen mit der Bezugnahme auf Antiimperialismus und traditionskommunistische Faschismustheorien, brachten ihr den Vorwurf des »Stalinismus« ein; als »Militanzfetisch« wurde zudem das Antifa-Markenzeichen, der martialisch wirkende Schwarze Block, kritisiert.[4] Auf Skepsis stieß zudem der Ansatz, durch Bündnisse mit linksliberalen Kräften und eine über die linken Szeneblättchen hinausgehende Öffentlichkeitsarbeit die gesellschaftliche Isolation der radikalen Linken zu überwinden.
Zumindest Letzteres gelang jedoch teilweise ziemlich gut (zumindest bis 1998 die rot-grüne Koalition an die Regierung gelangte und viele der bisherigen Bündnispartner plötzlich auf der Seite von Kosovokrieg und Hartz-Reformen standen). Bis heute existiert vor allem dort, wo es wenig Berührungsängste von Parteien, Gewerkschaften oder Kirchen mit antifaschistischen Gruppen gibt, eine Zivilgesellschaft, die den rechten Hegemoniebestrebungen etwas entgegensetzt. Die Grundlagen hierfür wurden durch die antifaschistische Bündnisarbeit der 90er Jahre gelegt.

Weniger langlebig war die AA/BO selbst. Ausschlaggebend für ihre Auflösung im Jahr 2001 war der Konflikt zwischen antiimperialistischen und antideutschen Strömungen: Während Letztere in den späten 90er Jahren ein faschismustheoretisches Upgrade auf Adorno & Co. (und Solidarität mit Israel) einforderten, sind die »Antiimps« bis heute kaum über Dimitroff hinausgekommen, weshalb sich die Demoparole »Hinter dem Faschismus steht das Kapital« noch immer großer Beliebtheit erfreut.
Was bleibt, sind noch immer zahlreiche, teils nicht gerade miteinander befreundete Gruppen, die sich auf das Konzept Antifa beziehen, was sich je nach Situation vor Ort höchst unterschiedlich gestalten kann. Mal steht notgedrungen die antifaschistische Selbsthilfe im Vordergrund, während man sich andernorts auch Themen wie Antirassismus, Kapitalismuskritik oder Feminismus widmet; die Praxis reicht von »Nazis aufs Maul« über Demonstrationen bis zu Informations- und Bildungsveranstaltungen. Von großer Bedeutung sind weiterhin auch Recherchegruppen, die üblicherweise besser über rechte Strukturen informiert sind als der Verfassungsschutz (bzw. als dieser zumindest vorgibt, zu sein).

»Die Antifa« ist also weder eine Organisation[5] noch der schwarzvermummte, auf nichts als Krawall gesinnte Schwarze Block, als der sie in der Öffentlichkeit meist dargestellt wird. Dieses Image hat sie sich zwar – Stichwort »Militanzfetisch« – teils selbst zu verdanken, liegt aber doch in erster Linie darin begründet, wie die Mehrheit der Gesellschaft Linksradikale gerne sehen will. Sonst müsste sie sich nämlich unangenehmen selbstkritischen Fragen stellen, denn nach wie vor gilt: Antifaschismus ist der Kampf ums Ganze.

KOMPETENT & BÜRGERNAH

AUTONOME ANTIFA

Bild: marax

Zum Weiterlesen:

Keller/Kögler/Krawinkel/Schlemermeyer: **»Antifa. Geschichte und Organisierung«**, Schmetterling Verlag

Uhlig/Berendsen/Rhein: **»Extrem unbrauchbar. Über Gleichsetzungen von Links und Rechts«**, Verbrecher Verlag

Philipp Schnee: **»Mythos Antifa. Zwischen Engagement und Gewalt«**, Sendung des DLF vom 10. November 2019

Sebastian Leber: **»Danke, liebe Antifa!«**, »Tagesspiegel«, 24. Januar 2014

---

[1] Deutsche Partei (DP) und Gesamtdeutscher Block/Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten (GB/BHE)

[2] Auch wenn nicht abzustreiten ist, dass Kapitalismus und Faschismus bestens miteinander auskommen und im Kampf gegen alles, was die herrschende (Wirtschafts-) Ordnung in Frage stellt, natürliche Verbündete sind.

[3] Und ist es in vielen Gegenden bis heute, denn die Baseballschlägerjahre sind keinesfalls vorbei, wie etwa die Chroniken rechter Gewalt dokumentieren, die das Portal Belltower News monatlich veröffentlicht.

[4] Befürworter sehen Vermummung und geschlossenes Auftreten hingegen als Selbstschutz gegen staatliche Repression und Identifizierung durch Nazis.

[5] Auch wenn das viele Hassbürger bis heute glauben, weil sie einen satirischen Artikel der »Taz« aus dem Jahr 2015 für bare Münze nehmen. Darin wird von einem angeblichen »Antifa e.V.« berichtet, der ein »Demogeld« von 25 Euro pro Stunde für die Teilnahme an Anti-Pegida-Demonstrationen ausgelobt habe.

Svenna Triebler lebt in Hamburg und schreibt für die Zeitschriften Konkret und Jungle World.

Vergessensarbeit

Von Ebensee bis Steyr: Über aktuelle Blüten der österreichischen Gedenkpolitik, sprich über die »positive Nachnutzung« von Orten des NS-Terrors schreibt *Paul Schuberth*.

Im Kulturbereich gilt es als Ausweis von Kreativität, ehemalige Handwerks- und Arbeitsstätten zu Orten der Kunst zu befördern: aus der alten Schmiede wird ein Kammermusiksaal, aus der alten Schuhmanufaktur ein Jazzclub, aus der alten Gerberei ein Literaturcafé. Der Geist der ausgestorbenen Traditionsberufe vermittelt dem Publikum Authentizität und motiviert die Künstler, deren Handwerk noch ums Überleben kämpft. Welche Wirkung der Geist der *Vernichtung durch Arbeit* auf die künftigen Patienten im geplanten Ebenseer Heilstollen in Oberösterreich haben wird, soll sich demnächst zeigen. Acht Grad und 100 % Luftfeuchtigkeit seien jedenfalls ideal für Personen mit Atemwegserkrankungen, so jener pensionierte Unternehmer aus Ebensee, der den Stollen vor kurzem mit der klaren Absicht der Wiederbelebung erworben hat – und damit dem belasteten Ort ein Happy End zu schenken droht. Ab November 1943 waren KZ-Häftlinge in den Ort Ebensee verlegt worden, um ein riesiges Stollensystem in die Berge rund um den idyllischen Traunsee zu treiben; diese unterirdischen Anlagen wurden nach der Fertigstellung zur Produktion von Bauteilen für Panzer genutzt. Die Tausenden dabei getöteten Häftlinge sind allerdings, so wird man in Zukunft bei Gedenkfeiern behaupten können, nicht ganz umsonst gestorben: sie ließen ihr Leben für die Atemwege unserer Kurgäste. Eine ideelle Rehabilitierung, die mehr wiegt als jede materielle Entschädigung. Der Bürgermeister der Gemeinde, der Kritikern rät, die »Nazi-Keule« endlich fallenzulassen, hat nichts gegen eine »positive Nachnutzung« des Stollens. Womöglich auch, um einer negativen Nachnutzung in Form einer Gedenkstätte zuvorzukommen.

Die österreichische Vergessensarbeit treibt dieser Tage skurrile Blüten. Eine kleine Auswahl: In der Salzburger Gemeinde Goldegg tobt ein jahrelanger Streit um die Errichtung eines Denkmals für Wehrmachtsdeserteure, die in der (mittlerweile eingezogenen) Ortschronik als »Landplage« bezeichnet werden; im kleinen niederösterreichischen Ort Bischofstetten soll eine Gedenktafel für den einzigen Holocaust-Überlebenden der Gemeinde, Walter Fantl, der nun 97-jährig verstorben ist, errichtet werden – doch der Bürgermeister der Gemeinde zeigt sich wenig enthusiastisch: »Ich stehe dem neutral gegenüber – weder positiv noch negativ. Im Krieg sind viele Menschen gestorben und man macht nicht für jeden eine Tafel, aber es ist durchaus legitim.« Diese »klare« Haltung der eigenen Geschichte gegenüber spiegelt sich auch im Umgang mit den Überresten des KZ Loibl Nord wider. Dieses Lager in den Karawanken wurde ab März 1943 zu beiden Seiten des Österreich und Slowenien verbindenden Loiblpasses errichtet. Die knapp 2000 Häftlinge der beiden Lager mussten einen Verbindungstunnel durch die Berge graben, bis die Überlebenden schließlich 1945 durch einen Partisanenangriff befreit wurden. Etwa 40 Häftlinge waren zuvor im KZ Loibl ermordet worden. Neben den verheerenden Arbeitsbedingungen zeichnete dafür vor allem der Lagerarzt Sigbert Ramsauer verantwortlich, der kranke Häftlinge mittels Benzininjektion zu töten pflegte. Ramsauers Karriere, die ihn von Dachau bis nach Neuengamme geführt hatte, sollte nach dem Krieg mit dem Chefarztposten im Klagenfurter Landeskrankenhaus gekrönt werden. Während nach dem Krieg auf der jugoslawischen Seite des Passes rasch eine Gedenkstätte errichtet wurde, stand man in Österreich dem verlassenen Konzentrationslager *weder positiv noch negativ* gegenüber, und überließ es, in aller Neutralität, der Natur. Als 1964 der Tunnel für den Zivilverkehr eröffnet wurde, veranlasste die Kärntner Landesregierung die Errichtung einer Gedenktafel am Tunneleingang. Um die Radikalität dieses Schrittes abzumildern, erließ sie gleichzeitig ein Aufenthaltsverbot für den gefährlichen Platz vor der Tafel. Vom nördlichen Lager war bald nichts mehr zu sehen, ein dichter Nadelwald verdeckte die wenigen erhaltenen Überreste. Erst die Gründung des Mauthausen Komitees Kärnten/Koroška im Jahre 1995 leitete eine vorsichtige erinnerungspolitische Wende ein. Nach jahrelangem Einsatz konnte der Vorsitzende des Komitees Peter Gstettner, Erziehungswissenschafter aus Innsbruck, die Rodung des Areals durchsetzen. In den folgenden Jahren schließlich führten Archäologen der Universität Wien Grabungen auf dem Gelände durch. In mühevoller Kleinarbeit legten sie Überreste des Lagers frei, so auch die Fundamente der Küchenbaracke. Damit war der Bogen überspannt: Prompt entschied die »Bundesanstalt Mauthausen Memorial«, die Fundamente mit einem Betonsarkophag zu verhüllen; ein Vorgang, den man bisher nur vom Kernkraftwerk Tschernobyl gekannt hatte. Dort erfüllt die Betonummantelung den Zweck, die Bevölkerung vor der gefährlichen Strahlung zu schützen. Wer oder was muss aber vor den gefährlichen Fundamenten der Küchenbaracke des KZ Loibl Nord geschützt werden? Es verhält sich umgekehrt. Die offizielle Argumentation lautet, dass der Betonmantel zum Schutz der Überreste notwendig sei. Das Mauthausen Komitee Kärnten/Koroška hingegen ortet eine Behübschung des Lagergeländes im Namen des Denkmalschutzes. Peter Gstettner fand bei der Gedenkfeier dieses Jahres klare Worte: »Dort, wo einst das Blut der Häftlinge den Boden tränkte, dort, wo einst im Geröll, Staub und Morast der Großbaustelle des Loibl-Tunnels kein Grashalm wachsen durfte, dort sät man jetzt eine Wiese aus und lässt Gras über die Sache wachsen! […] Gleichzeitig wurde die übriggebliebene originäre Bausubstanz durch eine Betonummantelung bis zur Unkenntlichkeit verfremdet. […] Soll also das behübscht, begradigt und zubetoniert werden, was schon im Begriffe war, unsere Bewusstseinsschwelle zu überschreiten?« Die Fundamente der Baracke zuerst freizulegen, um sie danach wieder einzugraben, ist ein für dieses Land typischer Kompromiss zwischen Erinnern und Vergessen, mit dem die Täter und deren geistige Nachfahren leben können; eine Kompromissbereitschaft, die zu zeigen den nachtragenden Opfern nicht mehr möglich ist.


Bild: Creative Commons

Ob es auch in Deutschland möglich wäre, auf einem KZ-Gelände »Betonfundamente wie für einen Bungalow« (Peter Gstettner) anstelle der originalen Überreste zu errichten? Die Gedenkkulturen Deutschlands und Österreichs unterscheiden sich schließlich seit jeher. Während dort für das Vergessen gilt, dass offizielles Erinnern nur dessen höchste Form ist (Eike Geisel), liegen hier die Karten offen am Stammtisch. Während dort »all dieses bereits kleinlaut und formell gewordene Schuldgetue […] bloß die Funktion [hat], sich zum rechten Patriotismus wieder das gute Gewissen zu machen« (Max Horkheimer), ist das Gewissen hier von Anfang an rein gewesen; kein Wunder, es wurde nie benützt. Judenreinheit und Reinheit des Gewissens sind hier kein Widerspruch, und in dem Maße, in dem auch die letzten Spuren an die Opfer der NS-Herrschaft vernichtet werden, gewinnt es an Glanz hinzu. Dass dafür nicht immer kreative Lösungen wie in den genannten Beispielen notwendig sind, beweist der Umgang mit den Resten des Konzentrationslagers Steyr-Münichholz. Der Anblick der pittoresken Altstadt dieser oberösterreichischen Kleinstadt, mit dem idyllischen Zusammenfluss der beiden Flüsse Enns und Steyr, lässt nicht vermuten – und viele Steyrer vermuten es bis heute nicht –, dass sich hier eines der mörderischsten Außenlager von Mauthausen befand. Nachdem schon im Frühjahr 1941 KZ-Häftlinge aus Mauthausen zu Arbeiten für die Steyr-Werke eingesetzt worden waren – es war dies das erste KZ-Arbeitskommando für die Rüstungsindustrie auf österreichischem Gebiet –, mussten ein Jahr später spanische Häftlinge im neu gegründeten Stadtteil Münichholz ein Barackenlager errichten. Der Generaldirektor der Steyr-Werke, Georg Meindl, hatte sich persönlich bei hochrangigen NS-Funktionären dafür eingesetzt. Die Gefangenen wurden in den Steyr-Werken beim Bau von Fabrikanlagen und in der Produktion eingesetzt, aber auch zum Bunker-, Stollen- und Straßenbau beordert. Nach dem Krieg interessierte sich, wenige Kommunisten ausgenommen, kein Steyrer für das ehemalige Lager, auch nicht für die Befreiungsfeier der Franzosen, an der oft 500 Personen teilnahmen. Das Credo der Bevölkerung lautete: »Steyr hat mit einem KZ nichts zu tun, das KZ ist in Mauthausen«, wie es der Vorsitzende des Mauthausen Komitees Steyr, der Theologe Karl Ramsmaier, im Interview mit der Versorgerin formuliert. Als 1947 mit Friedrich Uprimny einer der wenigen überlebenden Steyrer Juden mit seiner Familie zurückkehrte, musste er mühsam um sein eigenes Haus kämpfen. Eine Änderung der Grundhaltung in Steyr konnte er nicht mehr erleben. Noch im Jahr 1993 lehnten es die Verantwortlichen der Stadt ab, eine vom Mauthausen Komitee initiierte Einladung an die Steyrer Juden und Jüdinnen zu einem Besuch in ihre ehemalige Heimatstadt offiziell auszusprechen. Im gleichen Jahr kam es auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers zu einer Szenerie, die einer TV-Krimiserie entnommen scheint. Dem neuen Besitzer des Geländes war zu Ohren gekommen, dass die einzige noch erhaltene Baracke des Lagers unter Denkmalschutz gestellt werden sollte. »Für den Besitzer war klar, dass er den Grund zu schlechteren Konditionen verkaufen könnte, wenn die Baracke unter Denkmalschutz stünde«, schildert Karl Ramsmaier. »Also ließ er die Baracke in einer Nacht-und-Nebel-Aktion abreißen, […]. Wir waren schon zuvor von dieser Absicht in Kenntnis gesetzt worden und hatten das Magistrat informiert. Die darauf angeordnete Bewachung der Baracke seitens der Polizei war so unzureichend, dass der Abriss trotzdem durchgeführt werden konnte.« Aber: die Betonfundamente der Baracke überstanden den Abriss. Das Denkmalamt unternahm allerdings keinerlei Anstrengungen, zumindest diese Reste unter Denkmalschutz zu stellen. Die logische Konsequenz dessen: im August dieses Jahres wurden nun auch die letzten Zeugnisse des Konzentrationslagers Steyr-Münichholz vernichtet. Sie mussten einer geplanten Autowaschanlage weichen. Das Mauthausen Komitee Steyr erfuhr davon aus der Zeitung. Die Stadt, die die Genehmigung für den Abriss erteilte, fand es nicht der Mühe wert, das Komitee in Kenntnis zu setzen. Das Fenster zur Erinnerung ist geschlossen, doch die Türe zur »Nachnutzung« weit geöffnet: Wo früher der Volkskörper gereinigt wurde, sind es heute bloß Autos. Auch die ehemalige Synagoge, die als einzige in Oberösterreich das NS-Regime überdauerte, ist vor dieser Art der »positiven Nachnutzung« nicht sicher. Nach einer Raiffeisen-Filiale befindet sich dort nun ein Friseurgeschäft. »Wenn unsere Generation einmal gestorben ist, dann wird man wahrscheinlich alles niederreißen, was an die Nazi-Verbrechen erinnert«, sagte Simon Wiesenthal 1993 anlässlich des Abrisses der letzten Baracke des KZ Steyr-Münichholz. Aktuell scheint es, als ob jenes Werk der Nazis, das mit der sogenannten »Aktion 1005« begann – die Beseitigung der Spuren des Verbrechens –, auf die eine oder andere Weise seine Fortsetzung erführe.

Hinweis: Ein ausführliches, ergänzendes Interview mit Karl Ramsmaier vom Mauthausen Komitee Steyr findet sich nach der Onlinerversion dieses Textes auf *http://versorgerin.stwst.at/*, Versorgerin #124, Ausgabe Dez. 2019

Paul Schuberth ist Musiker & Musiklehrer, wohnhaft in Linz.

Die Rechte in Verwirrung

Was kommt nach Strache? Österreichs Rechte zwischen Kreide fressen und Galle spucken. Von *Thomas Rammerstorfer.*

In Österreich war die jüngste Vergangenheit des »Dritten Lagers« vom Experimentieren mit einem neuen Politiker-Typus geprägt, der die bisherigen »natürlichen« Grenzen der WählerInnengunst deutlich nach oben verschieben sollte. Hatte man bis vor kurzem auf den polternden und polemisierenden Populisten à la Haider und Strache gesetzt, schienen die letzten Jahre ruhigere Typen wie Rabl, Haimbuchner und Hofer mehr Erfolg zu versprechen. Das Versprechen wurde nur teilweise eingelöst.

Ein FPÖ-Politiker, der nicht nur die Stimmen der Eingefleischten bekommt, sondern dazu auch im bürgerlichen und liberalen Lager reüssieren kann? Lange schien das schwer denkbar. Die Auftritte eines HC Strache begeisterten ein gewisses Klientel, ließen aber Konservative teils erschauern: zu rassistisch, zu aggressiv, und, was mitunter wohl am schlimmsten war, zu proletenhaft gebärdete er sich. Strache gelang es gut, sich den ArbeiterInnen als »einer von uns« zu präsentieren, das Bürgertum nahm ihm – einen Zahntechniker! – solcherlei Anbiederungen nicht ab. Da half auch das Schwingen eines Kruzifixes (2009) oder der Wahlkampfslogan »Nächstenliebe« (2013) als eine Art »positive« Neudefinition von Fremdenhass wenig. 2013 erreichte man immerhin gut 20 % der Stimmen, doch was beim Gegner für Entsetzen sorgte, war für die FPÖ eine Enttäuschung. Seit gut 20 Jahren wähnte man die Kanzlerschaft in Reichweite, wieder war man deutlich gescheitert.

Das Jahr 2015 brachte der FPÖ wiederum Triumphe unterschiedlicher Politikertypen: Kunasek in der Steiermark, Haimbuchner in Oberösterreich und Strache in Wien erreichten Werte zwischen 26 % und 31 %. Ein Debakel für die Parteien der großen Koalition. Für besondere Aufmerksamkeit bei den Parteistrategen sorgte das Ergebnis bei den Gemeinderatswahlen in Wels in Oberösterreich: Über 43% für die FPÖ, bei den Bürgermeisterwahlen sogar 47 % im ersten, 63 % im zweiten Wahlgang: Was war da los? Der Vater des Erfolges war mit Andreas Rabl recht klar auszumachen. Und auch, wenn Wels eine traditionelle Hochburg der FPÖ (und ihrer Vorgängerparteien) und rechter Medienmacher ist, hier hatte jemand weit über die Grenzen des eigenen Lagers hinaus Stimmen gefischt. National und international wurde Wels zum Synonym für den Aufstieg der Rechten, JournalistInnen aus halb Europa reisten an, um zu verstehen. Und verstanden nichts, da sie immer nur einen kleinen Ausschnitt des Bildes von Rabl und Wels sahen. Gegenüber den VertreterInnen liberaler Medien gab bzw. gibt er sich weltoffen und kunstsinnig, die Kernklientel wird via Facebook und Co. mit der FP-üblichen Melange aus Migrationspanik und Verschwörungstheorien bedient. Mikrotargeting nennt sich diese Kommunikationsstrategie, bei der man jeder potentiellen Zielgruppe exakt das zeigt, was dieser gefällt. Rabl beherrscht sie, ob im Vieraugengespräch oder in den sozialen Medien. Wirklich schwer gemacht wurde es ihm allerdings nicht. Viele seiner Behauptungen über sein vermeintlich segensreiches Wirken halten einer seriösen Überprüfung nicht stand. Eine solche muss Rabl aber weder von der oberösterreichischen Medienlandschaft noch von den meist nur für einen Tag angereisten auswärtigen JournalistInnen befürchten.

2016 schickt sich einer an, Rabls Erfolgskonzept zu kopieren. Es ist Norbert Hofer, wie Rabl ein gelernter Kommunikationstrainer. Und wie Rabl war er in den 1990ern im Burgenland aktiv. Hofer war Landesparteisekretär bzw. Pressesprecher des Landesparteiobmannes Wolfgang Rauter, einem Onkel von Rabl. Man kennt sich.

Der FPÖ entstand 2016 die erstmalige Gelegenheit zum Sieg bei der Bundespräsidentschaftswahl. Die große Koalition befand sich in einem Zustand, der auf Partezetteln meist als »langes, schweres Leiden« umschrieben wird. Vom Frühjahr 2015 bis zum Frühjahr 2017 war die FPÖ bei allen Umfragen auf Platz 1, lag teilweise bis zu 15 % vor der ÖVP. Als Kandidatin war Ursula Stenzel im Gespräch, doch insbesondere die mächtige FPÖ Oberösterreich favorisierte Hofer. Der sollte mit sanften Tönen (Hofers Rhetoriktrainer war ein Pfarrer, Géza Molnár) auch gemäßigte WählerInnenschichten ansprechen. Das gelang anfangs sogar überraschend gut, im ersten Durchgang hatte Hofer 14 % Vorsprung auf Alexander Van der Bellen, der Sieg schien ihm nicht mehr zu nehmen. Die Kandidaten der Koalition stolperten in ein historisches Debakel. Der Rest ist Erinnerung: In einem epischen Ringen obsiegte zwar schließlich »VdB«, doch Hofers 46,21 % in der Stichwahl waren ein Achtungserfolg. Die FPÖ bewegte sich in neuen Dimensionen. Jetzt brauchte man nur mehr zuschauen, wie sich die große Koalition (und auch die Grünen) selbst zerlegten und bei den NR-Wahlen 2018 dann die Ernte einfahren.

Nur hatte man die Rechnung ohne Sebastian Kurz gemacht. Der kopierte das Konzept von rechter Politik, die mit sanftmütigem Lächeln und ruhiger Stimme feilgeboten wird. Die FPÖ hatte schon mit Hofer als Spitzenkandidaten geliebäugelt, schickte aber dann doch das alte Schlachtross Strache gegen den türkisen Jungstar ins Rennen – der jedoch das Momentum (und die meisten Medien) auf seiner Seite hatte und einen der absurdesten Wahlsiege der Zweiten Republik einfuhr: Am meisten profitierte die ÖVP von ihrem eigenen weitgehenden Versagen in der Integrationspolitik, für das sie als Partei seit dem Jahr 2000 und in Person des Sebastian Kurz seit 2011 zuständig war.

Die Regierung wurde zwar ohne freiheitliche Oberösterreicher (mindestens drei waren als Minister angefragt, sagten aber dankend ab), wohl aber nach oberösterreichischem Vorbild durchgezogen: Die ÖVP durfte in der Wirtschaftspolitik (Zustimmung zu CETA, 60-Stunden-Woche) nach Gutdünken schalten und walten, die FPÖ erfreute ihr Klientel mit Rassismus und Symbolpolitik (Kippen des Rauchverbotes, Tempo 140). Dann »Ibiza« und der Abgang des in der ganzen Legislaturperiode schon deutlich angeschlagen wirkenden, das dräuende Unheil wohl schon erwartenden, HC Strache.

Nun schlug also doch Hofers Stunde, wenn auch zur Unzeit. Ibiza, Regierungsende, Spesenskandal, EU-Wahlniederlage und ein nervtötender Ex-Parteiobmann, der trotz allem viele AnhängerInnen in der Partei hat – sowie ein detto nervtötender ÖVP-Jungstar, der fröhlich bei blauen Themen und WählerInnen wildert, und das Parade-Schwiegersohn-Image deutlich glaubwürdiger kann als Hofer… da war es erstmal durchaus richtig, sich Kickl als Ersatz-Strache zur Seite zu stellen und als Duo wahlzukämpfen. Die Vorzugsstimmen zeigten recht deutlich, wen die verbliebenden FP-WählerInnen favorisierten: Kickl holte mehr als doppelt so viele wie Hofer, der selbst im heimatlichen Burgenland das Match verlor (allerdings monierte, dass viele ihm zugedachte Stimmen wegen eines zweiten »Hofers« auf der FP-Liste ungültig waren). Für eine Neuauflage von Schwarz-Blau wäre Kickl jedoch eine Belastung – die die ÖVP nicht mehr hinnehmen will. Ob das tatsächlich an Kickls rechtsextremen Ausrutschern lag und liegt – die auch schon vor 2017 Bücher füllen hätten können – oder andere Gründe hat (z.B. die Ablehnung Kickls durch mächtige Polizeibeamte), sei einmal dahingestellt. Eine blaue Regierungsbeteiligung ohne Kickl wäre aber für die Basis kaum akzeptabel, die nach Strache dann ihres zweiten Lieblings verlustig gehen würde. Das Problem der Partei ist, dass sie vom rechten Rand grade wegen Radaubrüdern wie Strache oder Kickl gewählt wird – und aus dem gleichen Grunde für viele Bürgerliche unwählbar ist.

Für die Neuaufstellung der Partei wurden nun zwei Reformgruppen gebildet, die von den Oberösterreichern Haimbuchner und Rabl geleitet werden, die sich neben Hofer als das anständige Gewissen der Partei darstellen wollen. Nach außen präsentieren sie sich wie Hofer als Vertreter der »Mitte«. Gleichzeitig müssen sie den breiten rechten Rand der Partei bei Laune halten, denn auch eine Abspaltung in Form einer Strache-Partei ist noch möglich. Man versucht den Spagat. So veröffentlichte Haimbuchner am 17. November 2019 ein Video für seine Fans, in dem er in einem seltenen Anfall von Wahrheitsliebe von »unsere(n) klar rechten Positionen« spricht. Also: Kreidefressen fällt schwer. Da schon lieber Galle spucken von der Oppositionsbank. Das kann man auch besser. Und dass sich die FPÖ je ändern würde, glaubt ohnehin niemand mehr.

Wer Österreich verstehen will, muss »Die Ehemaligen« von Margit Reiter lesen

Faszinierend, wie Begriffe, verwendet man sie in Bezug zum »Dritten Lager«, ihre Bedeutung ins Gegenteil verkehren: »Einzelfall« ist so ein Begriff, oder auch »Die Ehemaligen«, wie man die Nazis nach '45 nannte, und wie Margit Reiter ihr Buch über diese und die Gründung der FPÖ nennt.

Reiter eröffnet mit einem kritischen Blick auf die jüngsten Debatten in der und um die Partei, die sich nun mit dem Bericht einer »Historikerkommission« reinwaschen will. Deren Zusammensetzung, mit Rechtsaußen-Schmuddelkindern wie Andreas Mölzer, aber eher ein schlechter Witz ist. Und nicht mehr notwendig, denn man kann sich Barbara Tóth nur anschließen, die über »Die Ehemaligen« sagt: »Dieses Buch ist der beste Historikerbericht, den es über die FPÖ geben kann. Es ist bahnbrechend. Es ist das Buch der Stunde.«

Und es ist längst nicht nur ein Buch über die FPÖ. Es zeigt ein Nachkriegsösterreich, geprägt vom unverschämten Selbstmitleid der »Ex-Nazis«, deren Opfermentalität sich tief ins Selbstverständnis ihrer Partei, ja sogar in weite Teile der Bevölkerung eingeschrieben hat. Es zeigt ein Österreich, in dem auch jene, die die Ehemaligen und Nochmaligen vielleicht verabscheuten, sie doch umgarnten, wie die ÖVP und SPÖ. Es zeigt ein politisches und gesellschaftliches Österreich, das die Neuformierung der extremen Rechten fordert und fördert, kaum dass deren letzte Opfer unter der Erde sind. Das alles beschreibt Reiter akribisch, ohne Polemik, umfassend belegt, wissenschaftlich und doch höchst lesbar. Sollte unter keinem Christbaum fehlen.

Margit Reiter: **Die Ehemaligen. Der Nationalsozialismus und die Anfänge der FPÖ**, Wallstein 2019, Euro 28,80

Thomas Rammerstorfer ist freier Journalist und lebt in Wels/Oberösterreich.

STWST VERANSTALTUNGSREIHE

OBERÖSTERREICH – VOM »HEIMATGAU DES FÜHRERS« ZUR MODELLREGION DER EXTREMEN RECHTEN?

Mi, 11. Dezember, 20:00 h

Letzter Abend der Reihe »Oberösterreich – vom ‚Heimatgau des Führers' zur Modellregion der extremen Rechten?«. In ihren Kontinuitäten wurden an zwei Abenden zuvor bereits beleuchtet: Die Sonderrolle »Oberdonaus« in der NS-Zeit, die Entwicklung des »Dritten Lagers« nach der Zäsur von 1945 und rechte bis rechtsextreme Tendenzen heute.
Der Diskussionsabend im Dezember schließt die Reihe ab – mit Gästen von JKU und Antifa bis Falter.

Oberösterreich schwarz-blau… und braun?

Diskussion mit Martina Gugglberger, Historikerin JKU / Robert Eiter, Mitbegründer der Welser Antifa / Thomas Rammerstorfer, Extremismusforscher / Kathrin Quatember, Historikerin und Bloggerin / Nina Horaczek, Journalistin, Stadtzeitung Falter.

Konzept und Moderation: Thomas Rammerstorfer und Marina Wetzlmaier

Infos zu allen Abenden: *events.stwst.at*, *club.stwst.at*

Nachzuhören auf Radio FRO

- **OÖ im Nationalsozialismus:** Martina Gugglberger/Historikerin, JKU
- **Rechtsextremismus in OÖ nach 1945:** Thomas Rammerstorfer/Extremismusforscher und freier Journalist

Beide Sendungslinks über: *fro.at* oder *events.stwst.at*

Romantische Politik

Der Frühromantiker Karl Wilhelm Friedrich Schlegel verband in seinen Schriften Philosophie, Literatur und Geschichte. Dass er in jüngeren Jahren eine Phase der »Germanomanie« durchmachte, in der er durchaus als Vorläufer heutiger »Verteidiger des Abendlandes« gelten kann, zeigt *Anton Tantner* auf.

In den Jahren nach 1800 ist Friedrich Schlegels Situation leicht desolat zu nennen: Die Zeit der Frühromantik in Jena ist vorbei, der Literat irrt auf Arbeitssuche quer durch Europa, hält sich mal in Paris, mal in Köln auf. Schließlich richtet er seine Sehnsüchte auf Wien, die Metropole jenes Österreich, das sich die RomantikerInnen als katholische Großmacht, als Feudalstaat mit intakten, von der Revolution unerschütterten sozialen Beziehungen imaginieren. Schlegel plant, in das Zentrum jenes *einzige[n] Staat[es] in der Welt* zu ziehen, dem er sich *mit voller Neigung anschließen* kann. Jede Stelle würde er in Österreich annehmen, schreibt er seinem Bruder August Wilhelm, *wenn es nur ausführbar und möglich wäre.* 1808 wird Schlegel seinen Traum verwirklichen; was für ein Pech für den frisch zum Katholizismus Konvertierten, dass die habsburgischen Literaten und Beamten nur zu oft spätaufklärerisch-josephinisch gesinnt sind und für das konterrevolutionäre Wunschbild der nun nach Wien strömenden RomantikerInnen keine Sympathien hegen: Spätestens ab 1808 tobt in Wien ein im Medium der Zeitschriften ausgefochtener Kulturkampf zwischen Romantikern wie Friedrich Schlegel und Adam Müller auf der einen und Spätaufklärern wie Joseph Schreyvogel auf der anderen Seite.

Schlegel selbst führt in diesen Jahren Notizbücher, in die er seine Gedanken zu Politik und Geschichte niederschreibt; Wunschträume sind es, die auch als Umkehrungen napoleonischer Politik betrachtet werden können. In seinen Überlegungen präsentiert sich der Romantiker weniger als ein behutsam die feudalen Zustände konservierender Widersacher Napoleons, denn als sein großer Übertreiber; er möchte dessen begonnene Neuordnung europäischer Verhältnisse in geradezu grotesker Weise übertreffen und auf den Kopf stellen. Ein Charakteristikum von Schlegels Überlegungen ist dabei ein übersteigerter Deutschnationalismus, der durch seinen mystischen Katholizismus nicht, wie später, als er die Zeitschrift »Concordia« herausgibt, gezähmt oder gebrochen, sondern, im Gegenteil, noch verschärft wird.

Schlegels großer Feind heißt – nicht unerwartet – Frankreich: Frankreich ist *grundböse*, ihm eignet *das böse Prinzip* zu; es ist *der Erbfeind nicht nur von Deutschland, sondern auch von Europa.* Während für Schlegel 1813 die Deutschen *als das neue Volk Gottes* gelten, sind die Franzosen für ihn *das antichristliche* Volk schlechthin; *seit der Gefangenschaft der Päbste zu Avignon hörte Frankreich auf ein katholischer Staat zu seyn; seit dem Bündniß mit den Türken (unter Franz I.) war er kein christlicher mehr*, seit Ludwig XIV. trat Frankreich für Schlegel *aus dem Europäischen Interesse heraus*, und mit der Revolution wurden *selbst die Schranken der Menschheit durchbrochen.* Diese Stufenfolge umgekehrt gelesen ergibt die Klimax: Menschheit, Europa, Christentum, Katholizismus. Bereits sechs Jahre zuvor sieht Schlegel für dieses Land *keine andre Rettung*, als nach dem Abschneiden der nicht dazugehörenden Provinzen das Ganze dem Papst zu geben (1805): *Ehe* es *nicht getheilt wird, ist keine Ruhe in Europa.* Auch für andere Staaten hat Schlegel Pläne: Holland, Brabant, eventuell auch Dänemark sollen englisch, Spanien muss mit Portugal vereinigt werden, das *eigentliche Deutschland* soll genauso wie der Norden Italiens *ganz an Oesterreich kommen, Neapel abhängig von Spanien* werden, so wie eine gänzliche Vereinigung zwischen Spanien und Frankreich wäre eine zwischen Italien und Deutschland zweckmäßig, wobei er die Italiener *durchaus wieder streng zur Religion zurückgeführt* wissen will. Die *Schlechtheit und Entartung* der Letzteren meinte Schlegel *historisch* erklären zu können: Die große Zahl der Sklaven habe *die Raçe verderbt.*

Da die Deutschen *gebohrne Bürger und Künstler* seien, wären die *Städte in Pohlen, Ungarn, ja auch Italien und Frankreich pp. durchaus zu germanisieren*, denn *zu Bauern taugen auch andre Nationen.* Überhaupt wären *Deutsche Kolonien immer südlicher nach Griechenland hin … das wünschenwertheste*; ein österreichisches Recht an Bosnien meint Schlegel durch die Grafen von Cilli im 14. Jahrhundert historisch belegen zu können. *Die ältere österreichische Geschichte hat überhaupt viel Romantisches.* Das Vermächtnis des Regenten Joseph II. behagt Schlegel keineswegs; dessen Regierungszeit gilt ihm als jene Epoche, in der am meisten *das schlechte Princip deutlich hervortrat und beinah herrschend wurde*; was dieses *böse Princip* sei, führt er näher aus: Anstelle der einst *lebendigen und religiösen (…) Verwaltung der Geschäfte* herrsche nun *die neue mechanische, tabellarisch statistische* vor. *In Joseph II diese Tendenz recht mächtig. – Joseph II hat doch wahrscheinlich sehr viel Anteil an der französischen Revolution – er wollte auch Frankreich nach seiner Weise illuminatisiren aber die Lichter zündeten.* Schlegels private Schlussfolgerung ist eindeutig: Joseph II. zählt für ihn, gemeinsam mit Gustav Adolf, Peter dem Großen, Ludwig XIV. und Friedrich II., ganz zu schweigen von Napoleon, zu den *großen Verbrechern der neuen Zeit.*

Der Kontrast zur in Wien damals vorherrschenden Position kann größer nicht sein: In der Rezensionszeitschrift »Annalen der Literatur und Kunst« wird im Rahmen der Besprechung einer Biographie Josephs II. derselbe »unter die Schutzgötter Oesterreichs« eingereiht; das Denkmal für Joseph II. wird unter freudiger Anteilnahme der hiesigen Intellektuellen im Herbst des Jahrs 1807 enthüllt, knapp bevor die Brüder Schlegel Wien aufsuchen. Als das *größte Übel* der jetzigen Staaten betrachtet Schlegel die Staatsbeamten, als Gegenmittel sollen die Stände dienen: Beamte sollen aus ihren Reihen rekrutiert werden. *Wie sich die Bevölkerung nach Süßmilchs göttlicher Ordnung vermehrt so auch die Zahl der Staatsbeamten.* Letztere Aussage kann – mit Mühe – auch ironisch gelesen werden: Johann Peter Süßmilch hatte Mitte des 18. Jahrhunderts mit der Suche nach statistischen Regelmäßigkeiten das Wirken Gottes beweisen wollen; auch das Ansteigen der Zahl der von Schlegel so despektierlich betrachteten Staatsbeamten ließe sich demnach als Gottesbeweis behaupten. Kein Raum bleibt jedoch für Selbstironie: Die eigene, bereits seit 1809 währende, durchaus prekäre Anstellung als österreichischer Staatsbeamter, über dessen prächtige Uniform sich bereits der »Eipeldauer« mokiert hatte, erwähnt Schlegel in seinen Notizen nicht. Der um 1800 feststellbare, oft erfolgreiche Drang klassischer wie romantischer Literaten und Intellektueller zur Subjektwerdung per Verbeamtung wird von ihm nicht verspottet. Nicht gänzlich abhandengekommen aber ist Schlegel die Reflexionsfähigkeit: Wahre Politik in seinem Sinne könne nur esoterisch sein; *eine Politik, die in dem Grade wie die meinige, katholisch und christlich ist, kann nicht öffentlich gelehrt werden.*

Es ist wohl in Rechnung zu stellen, dass das Medium des Notizbuches die politische Fantasie des Romantikers beflügelt; die darin betriebene Ästhetisierung der Politik ist jedenfalls unvereinbar mit den Vorstellungen des Gros der anderen Intellektuellen und – nicht durchwegs deutschnational orientierten – Politiker in Wien.

Auch wenn Schlegel diese Auffassungen nicht öffentlich äußert, so verwundert nicht, dass er zeitgenössisch zu den Vertretern der »Germanomanie« gezählt wird. Diesen Begriff verwendet der jüdische, von Peter Hacks wiederentdeckte Schriftsteller Saul Ascher in seiner gleichnamigen Schrift von 1815: »Germanomanie« versteht Ascher als Reaktion auf den Siegeszug von Napoleon; gekennzeichnet durch den Wunsch, den konfessionellen Gegensatz in den deutschen Ländern zu überwinden, seien in der Germanomanie »Christentum und Deutschheit« bald verschmolzen. Um den Fanatismus zu schüren, seien die Germanomanen auf die Propagierung des Antisemitismus verfallen und in der Folge von der fixen Idee besessen, »alles Fremdartige von Deutschlands Boden entfernt zu sehen«. Lob des Feudalismus, ein mystischer Katholizismus sowie die Bevorzugung altdeutscher Literatur gegenüber den Epen der klassischen Antike machen nach Ascher weitere Kennzeichen der Germanomanie aus; zu deren Vertretern zählt er nicht nur Jahn und Arndt, sondern auch die Vertreter der romantischen Schule, explizit Tieck, Schelling, Zacharias Werner, Friedrich Schlegel und Adam Müller.

Die beiden letzteren aber werden nach dem Wiener Kongress von Metternich ins deutsche Ausland – Schlegel nach Frankfurt, Müller nach Leipzig – geschickt, um von dort aus – so die Worte Metternichs – an der »Bearbeitung der öffentlichen Meinung in Deutschland« im Sinne österreichischer Politik zu arbeiten. Diese ist jedoch schon aus Gründen der staatlichen Selbsterhaltung den Zielen der Germanomanen entgegengerichtet. Die Schriftsteller, die zur Germanomanie beitrugen, werden somit zu den offiziellen Gegnern eben dieser Germanomanie, Schlegel revidiert seine deutschnationalen Ansichten sogar öffentlich, als er in seinem in der »Concordia« publizierten Aufsatz »Signatur des Zeitalters« antinationale Akzente setzt und Kritik am *vermeintlich patriotische[n] Nationalhaß* äußert. Gänzlich distanzieren will er sich von seiner »Germanomaniephase« nicht, doch beklagt er, dass nun *alles sogleich zur Partei* und vom *Ultrageiste* ergriffen werde.

Adam Müller wiederum verfasst von Leipzig aus Berichte über die in Deutschland herrschende Lage, die Metternich in seiner Haltung gegen den Deutschnationalismus bestärken müssen. Müller informiert den Staatskanzler nicht nur über die wilde Hetze gegen Saul Aschers »Germanomanie«-Schrift, sondern auch über die Vorkommnisse beim Wartburgfest, über die Verwicklung deutschnationaler Studenten und Universitätsprofessoren in den Mord an Kotzebue sowie die antijüdische Pogromstimmung in Preußen.

Die Karlsbader Beschlüsse[1], bestimmt kein Produkt romantischer Politik, haben auch zur Aufgabe, der grassierenden Germanomanie Grenzen zu setzen; es zählt zu den Widersprüchen und zur unromantischen, unbeabsichtigten Ironie, die Leben und Wirken nicht nur der Wiener Romantiker bestimmen, dass sie als ehemalige Germanomanen in der Spätphase ihres Lebens zumindest indirekt an der Bekämpfung eben dieser Germanomanie mitzuwirken haben.

Kursivierte Zitate von Friedrich Schlegel, der besseren Lesbarkeit halber wurden Abkürzungen aufgelöst.

---

[1] 1819 beschloss der Deutsche Bund in Frankfurt Maßnahmen wie Pressezensur und Überwachung von Universitäten (besonders der Burschenschaften). Diese »Karlsbader Beschlüsse« waren Ausdruck herrschender Revolutionsangst aber auch Reaktion auf die antijüdischen »Hep-Hep-Unruhen«.

Anton Tantner ist Privatdozent für Neuere Geschichte an der Universität Wien, Publikationen u. a. für Augustin, Malmoe, Merkur, Wiener Zeitung und Die Presse Spectrum. Homepage mit umfassenden Publikationsverzeichnis und Galerie der Hausnummern: http://tantner.net

Die Liebe kommt zum Schluss

Was die Lebensgeschichte der taubblinden Schriftstellerin Helen Keller und Ludwig Wittgensteins Pädagogik miteinander verbindet, erläutert *Magnus Klaue.*

Fünf Jahre, bevor er mit »Bonnie and Clyde« einem breiten Publikum bekannt wurde, drehte Arthur Penn 1962 mit »The Miracle Worker« (dt.: »Nacht im Dunkel«) einen Film über die Bedeutung der Erziehung für den Begriff der Zivilisation. Anne Bancroft, die im Jahr des Erscheinens von »Bonnie and Clyde« mit der Rolle der Mrs. Robinson in Mike Nichols' Coming-of-Age-Film »The Graduate« (dt.: »Die Reifeprüfung«) Erfolg hatte, spielt darin die Rolle der sehbehinderten Lehrerin Anne Sullivan, die 1887 in einen abgelegenen Ort in Alabama zieht, um ein taubblindes Mädchen zu unterrichten. Wie »Bonnie and Clyde« beruht »The Miracle Worker« auf einer realen Geschichte. Vorbild der siebenjährigen Schülerin war die 1880 als Kind eines Offiziers der Konföderierten Armee und seiner zwanzig Jahre jüngeren Ehefrau geborene Helen Keller, die im Alter von 19 Monaten nach einer Hirnhautentzündung das Hör- und Sehvermögen verlor. Infolge der Behinderung verlernte sie bald die Fähigkeit zu lautsprachlichen Äußerungen. In der Erziehung des Kindes überfordert, wandten sich die Eltern an das *New England Asylum for the Blind* in Boston, das die 21-jährige Lehrerin Anne Sullivan Macy nach Alabama schickte. Diese hatte aufgrund der fahrlässigen Behandlung einer Hornhautinfektion vom fünften Lebensjahr an große Teile ihres Sehvermögens eingebüßt und war am Bostoner Institut Schülerin von Laura Bridgeman gewesen, der es als erstem taubblinden Menschen gelungen war, die Sprache zu erlernen. Von Bridgeman kannte Macy das Fingeralphabet, mit dem Taubblinde die Bedeutung von Wörtern und Sätzen erlernen können. Mit seiner Hilfe wollte sie Helen Keller unterrichten.

Penns Film lässt Kellers spätere Karriere als Schriftstellerin außen vor und konzentriert sich auf die Zeit ihrer Kindheit bis zum Beginn des Spracherwerbs. In Art eines Kammerspiels schildert er die Bemühungen der Lehrerin, im Konflikt mit den Eltern, die ihre Tochter mit einer Mischung aus Sentimentalität und Angst gegen fremde Einflüsse glauben beschützen zu müssen, einen Zugang zu Helen zu entwickeln. Fortschritte macht sie dabei erst, als ihr klar wird, dass es dem Mädchen nicht hilft, wie eine Minderbemittelte, ja im Grunde »wie ein Tier« behandelt zu werden, das nach Belieben getätschelt oder fortgeschickt wird, weil man ihm sowieso nichts als Fürsorge meint entgegenbringen zu können. Zum Entsetzen der Eltern tritt Anne gegenüber Helen autoritär, fordernd und strafend auf. Wenn diese sich weigert, mit Besteck zu essen, die Serviette zu benutzen, wenn sie nicht aufhört, Gegenstände auf den Boden zu werfen, und ständig ruhelos umherrennt, schreit Anne ihre Schülerin an, schlägt sie mitunter und wiederholt das pädagogisch erwünschte Verhalten so oft, bis Helen die Regel akzeptiert hat. Was der Film in für die damalige Zeit verstörenden Szenen vorführt – Lehrerin und Schülerin kämpfen miteinander, ziehen sich an den Haaren, werden handgreiflich, sperren sich gegenseitig aus dem Zimmer aus –, ist nichts anderes als die Tatsache, dass jeder Erziehung, auch einer solchen, die auf Vermittlung, Sanftheit und Freiheit zielt, ein Moment von Dressur innewohnt. Damit diese die menschliche Sprache erlernen kann, erzieht Anne Helen als das der Tierheit entsprungene Menschenwesen, als das ihre Eltern sie nicht ernst nehmen.

Nach und nach stellen sich Fortschritte ein, die zunächst nur Helens Mutter erfreuen, während der Vater sie für läppisch hält. Das Kind lernt, ordnungsgemäß seine Serviette zu falten, und es lernt, dass es manchmal auf Dinge warten muss, die es am liebsten gleich bekäme. Allmählich wird dadurch die von der Kommunikationslosigkeit hervorgerufene Panik besänftigt, die Helen sonst dazu trieb, ununterbrochen umher zu rennen, um sich zu schlagen und wild zu schreien. Sprachfähigkeit, diese Lektion bringt die Lehrerin schließlich sogar dem Vater bei, kann sich erst entwickeln, wenn die Angst vor der Welt nicht mehr übermächtig ist. Mit dem Umschlag der Dressur, die das Kind ermächtigt, die Angst vor dem Unbegriffenen durch Achtung vor den Regeln des Zusammenlebens im Zaum zu halten, ins sprachlich vermittelte Begreifen der Wirklichkeit endet der Film. Eines Tages – im Garten, nicht im Haus, und in Abwesenheit der Eltern – erkennt Helen die Verbindung zwischen dem zuvor unbegriffenen Fingeralphabet und den Objekten der Außenwelt, die dadurch bezeichnet werden. Was sich zuvor endlos hinzuziehen schien, vollzieht sich nun wie in einer einzigen langen Sekunde, die alles verändert: Als Wasser auf ihre Hände fließt, ergreift Helen die Hände der Lehrerin und buchstabiert das Wort. In Annes Reaktion erkennt sie Zustimmung, läuft, begeistert vom eigenen Begreifen, durch den Garten und buchstabiert die Namen all dessen, was sie sieht. Schließlich buchstabiert sie gemeinsam mit Anne das Wort »Lehrerin«, während Anne, die Helens Eltern erklärt hatte, dass man ein Kind, das sich nur wie ein Bündel verhalten kann, nicht lieben könne, zu Helen »Ich liebe dich« sagt.



Helen Keller mit ihrer Lehrerin Anne Mansfield Sullivan (ca. 1909)

»Wenn du ein einziges Wort verstehst, kannst du alle verstehen«, hatte die Lehrerin zuvor wie im Selbstgespräch die noch verständnislose Schülerin ermutigt. Im Finale von Penns Film, das den biblischen Topos vom menschlichen Spracherwerb als Folge der Erbsünde aufgreift und umstülpt, erweist sich die Sprache als Schlüssel zum Leben; erst die Fähigkeit, den Dingen Namen zu geben, erlöst den Menschen vom archaischen Naturzwang, gegen den er sprachlos und daher ohnmächtig anrannte. Im Film sind es Frauen, die dem behinderten Mädchen den Weg dahin ermöglichen. Während der Vater dazu neigt, Helen als unerziehbares Wesen anzusehen, das immer so unterentwickelt bleiben wird, wie es ist, stehen die Lehrerin, die Mutter, aber auch die Erzieherinnen der Bostoner Blindenschule – auch in der Wirklichkeit waren das in der großen Mehrheit Frauen – statt für weibliche Emotionalität für eine Pädagogik ein, die sich dem Logos und dem Wort auch dann verpflichtet fühlt, wenn es an seine Grenzen stößt. So ist Penns Film nicht allein ein Bespiel für den amerikanischen Traum, wonach auch dem Zurückgesetzten, wenn er das Selbstvertrauen nicht verliert, die Welt offensteht, sondern auch eine Geschichte über die Veränderung des Erzieherberufs, der von den Frauen, die ihm als Expertinnen für Einfühlung zugeteilt wurden, in eine Institution der Aufklärung umgebaut wird.

Etwa fünfzig Jahre nach der Begegnung von Keller und Sullivan und dreißig Jahre vor Penns Film, in den dreißiger Jahren, begann Ludwig Wittgenstein in Cambridge eine Pädagogik zu entwickeln, in deren Zentrum eine aufklärungskritische, aber nicht antiaufklärerische Reformulierung des Verhältnisses von Mensch und Tier steht. Gegen einen Rationalismus, der den Unterschied zwischen Tier und Mensch in der nur dem Menschen a priori innewohnenden Begabung zur Vernunft sieht, welche sich in der Sprachfähigkeit ausdrücke, pointierte Wittgenstein sein Verständnis von Erziehung in dem Satz: »Die Grundlage jeder Erklärung ist das Abrichten. (Das sollten Erzieher bedenken.)« Dieser Gedanke, der von den »Philosophischen Untersuchungen« an für sein Denken entscheidend wurde, hat sprachphilosophische und pädagogische Implikationen, die mit Pragmatismus und Behaviorismus, mit denen Wittgenstein meist identifiziert wird, nur unzureichend benannt sind. Zwar geht Wittgenstein mit dem Pragmatismus davon aus, dass die Bedeutung von Worten nichts Vorgängiges ist, was dem menschlichen Geist als Set von Universalien innewohnt, sondern sich erst in der menschlichen Praxis konstituiert. Dem entspricht in seiner Pädagogik der Primat des Handelns gegenüber dem Wissen, des Habituellen gegenüber dem Kognitiven. Nur impliziert dieser Primat bei Wittgenstein keine Geistesfeindlichkeit, geschweige denn ein Plädoyer für die Schwarze Pädagogik. Im Gegenteil: Während die gegenwärtig populären Kognitionswissenschaften autoritär daran arbeiten, den menschlichen Geist als Netzwerk, als technoid und beliebig manipulierbar zu konzeptualisieren und damit den Schwarzen Pädagogen, die jeden Impuls von Spontaneität drakonisch meinten ächten zu müssen, nahe sind, lässt sich Wittgensteins Begriff von Erziehung materialistisch nennen. Nicht um die Austreibung des Geistes durch den Begriff des Verhaltens ging es ihm, sondern um Rekonstruktion der im Verhalten sedimentierten Bedingungen, die Geist, Denken, Urteil und Zweifel ermöglichen.

Am ausführlichsten entfaltet wird dieser Konnex im zwischen 1949 und 1951 verfassten Manuskript »Über Gewissheit«, das Wittgensteins Schülerin G.E.M. Anscombe posthum herausgegeben hat. Allein, dass hier statt des Lernens das Zweifeln im Zentrum steht, verdeutlicht, dass Wittgenstein den Menschen nicht behavioristisch als abgerichtetes Tier auffasste – Tiere sind zu Zweifel unfähig –, sondern die Überschreitung des Naturzwangs im Menschen durch das, was er »Abrichtung« nennt, als Bedingung der Entfaltung menschlicher Fähigkeiten ansah. In Sätzen wie »Das Üben im Gebrauch der Regel zeigt (…), was ein Fehler in ihrer Verwendung ist«, »Das Wesen des Rechnens haben wir beim Rechnenlernen kennengelernt« und »Das Kind lernt, indem es dem Erwachsenen glaubt. Der Zweifel kommt nach dem Glauben« entwickelt Wittgenstein in der charakteristischen Form parataktisch nebeneinander gestellter Aussagen eine Verteidigung des Common Sense als Ermöglichung von Streit. »Glauben« wird demnach erst irrational, wenn an ihm entgegen der Erfahrung festgehalten wird. Zugleich ist er die Möglichkeitsbedingung des Zweifels: »Ein Kind lernt eine Menge Dinge glauben. (…) Es bildet sich nach und nach ein System von Geglaubtem heraus, und darin steht manches unverrückbar fest, manches ist mehr oder weniger beweglich. Was feststeht, tut dies nicht, weil es an sich offenbar oder einleuchtend ist, sondern es wird von dem, was darum herumliegt, festgehalten.« Die Betonung des »Glaubens«, der Ergebnis des Abrichtungscharakters von Erziehung sei, zielt nicht auf unbefragbare Autorität, sondern betont im Gegenteil, dass die Voraussetzungen von Urteil, Wissen, Gewissheit nicht unmittelbar gegeben, sondern in gewisser Weise leer und daher immer erschütterbar sind. Gerade deshalb muss eine Erziehung zum Zweifel für das Kind eine Welt des Bezweifelbaren, und damit des Gegebenen, erst einmal herstellen.

Angemessen verstanden werden kann diese Pädagogik wohl nur als Reaktion auf die Erschütterung des Begriffs der Zivilisation durch den Nationalsozialismus, mit dem Wittgensteins Umarbeitung seiner frühen Sprachphilosophie zeitgeschichtlich konvergierte. Die scheinbare Inhumanität, die darin bestand, Erziehung als Dressur zu fassen, war eine Antwort auf den Rückschlag von Zivilisation in Barbarei. Zugleich brachte Wittgenstein mit seiner Verteidigung von Regel, Norm und »Lebenswelt« ein Verständnis von Gemeinsinn, wie er es in England kennengelernt hatte, gegen die Verächtlichmachung der Äußerlichkeit und Lebensfeindlichkeit der Zivilisation in der deutschen Reformpädagogik in Anschlag. Zehn Jahre nach Wittgensteins Tod demonstrierte Arthur Penn an der Kindheitsbiographie von Helen Keller, dass die Abwehr der Einsicht in das Zurichtungsmoment von Erziehung als Bedingung von Individualität – und damit von Liebesfähigkeit – ihrerseits in Menschen- und Lebensfeindlichkeit umschlagen kann, weil sie verkennt, dass der Mensch nicht das Gegenteil des Tieres, sondern der *Tierheit* entkommen ist, mit deren Erfahrungsresten er sein eigenes Selbst und die von ihm geschaffene Wirklichkeit immer wieder vermitteln muss. Indem Anne Sullivan eine der Freiheit dienende Autorität gegen die Instanzen der Familie durchsetzt, befördert sie die Kritik an gesellschaftlicher Autorität, die Kritik am undurchschauten Naturzwang ist.

Magnus Klaue war von 2011 bis 2015 Redakteur im Dossier- und Lektoratsressort der Berliner Wochenzeitung Jungle World und schreibt u.a. regelmäßig für »konkret« und »Bahamas«. Im Ça-Ira-Verlag ist das Buch »Verschenkte Gelegenheiten« erschienen.

»Dabei bin ich erst richtig selbst, wenn ich arbeite.«

Marika Schmiedt hat einen Film über das Leben der Bildhauerin Ilse von Twardowski-Conrat (1880 – 1942) gedreht. *Melanie Letschnig* hat ihn gesehen.

Ilse von Twardowski, geborene Cohn: Bildhauerin, erfolgreich, voller Eigensinn und in sich widersprüchlich. Regisseurin Marika Schmiedt zeichnet in ihrem neuesten Film das Leben der Künstlerin nach und ordnet »Dabei bin ich erst richtig selbst, wenn ich arbeite« dem Genre des Lesefilms zu. Und es stimmt – zahlreiche Textpassagen geben Auskunft über das Leben der Twardowski-Conrat, sie stellen jedoch längst nicht das einzige Gestaltungsmittel, mit dem Schmiedt die Biographie der Bildhauerin rekonstruiert. Zu Beginn sehen wir Fotos, auf denen sie mit von ihr gefertigten Büsten und Statuen posiert, sowie fotografische Portraits, auf denen sie uns stolz anblickt. Schriftlichte Selbstzeugnisse aus dem Nachlass, ein von einer Frau gesprochenes Voice-over, das Details aus dem Leben erzählt, historische Dokumente, die Stimme der Tochter und Schmiedts Besuch biographisch relevanter Orte tragen zur Manifestation der Person Ilse Twardowski-Conrat durch die filmische Gegenwart bei. Das Tempo, das Marika Schmiedt für ihre Text- und Bildeinblendungen wählt, ist rezeptionsfreundlich. Es ist genug Zeit, die schriftlichen Informationen zu lesen und die Bilder zu betrachten, um ein Gefühl für die Protagonistin zu bekommen, deren Durchbruch 1903 mit der Enthüllung einer von ihr gestalteten Büste von Johannes Brahms auf dessen Grab am Wiener Zentralfriedhof stattfindet. Ein Pionierinnenstück, ist Conrat – damals 22 Jahre alt – doch die erste Künstlerin, die in Europa ein öffentliches Denkmal schafft und so international berühmt wird.



Ilse Twardowski-Conrat und »Der veredelnde Gärtner«, 1908

Bevor es so weit ist, wächst sie privilegiert in großbürgerlichen Verhältnissen im 1. Wiener Gemeindebezirk auf, ihre Eltern pflegen salonmäßig Beziehungen zu Künstler_innen und Intellektuellen wie Alma Mahler, Fernand Khnopff und eben Brahms. Hugo Cohn, der nach der Konvertierung zum Protestantismus den Namen Conrat annimmt, und Ida Conrat, die Ilse als Antisemitin beschreibt, ermöglichen den drei Töchtern eine profunde Schulbildung. Bei Josef Breitner erhält die Älteste Privatstunden in Bildhauerei. Sie ergreift die Initiative und schickt 1898 Fotos ihrer Arbeiten an den Bildhauer Charles van der Stappen nach Brüssel, um sich bei ihm als Schülerin zu bewerben. Er nimmt Ilse Conrat auf – mit dem Hinweis, dass sie nicht bei den Bildhauern (Männerdomäne) unterkommen kann, sondern sich vormittags bei den Malerinnen einschreiben muss und nachmittags mit selbstbezahltem Modell Rundplastik üben darf. Damals schickt es sich für eine Großbürgerstochter nicht, als Single in der Weltgeschichte herumzureisen, dementsprechend tritt Conrat ihren Weg nach Brüssel in Begleitung ihrer Großmutter und deren »Jungfer« an. Allmählich setzt sie ihre Selbständigkeit durch, Arbeit bestimmt ihr Leben und 1901 wird sie auf der Internationalen Kunstausstellung in München mit der Kleinen Goldenen Medaille ausgezeichnet. Prämiert wird ihre Skulptur »Nasse Haare«, eine sinnliche, nackte Frau aus Gips, die, den Rumpf zu einer Seite neigend, das lange, nasse Haar in der einen Hand, mit der anderen Hand ein Tuch aufhebt. In der Presse wird Ilse Conrats Namen nicht genannt. Ein Originalzitat der Künstlerin lässt erkennen, wie das (in diesem Fall diskriminierende) Verschweigen der guten Nachricht ihr Leben prägen wird.

1902 kehrt Conrat nach Wien zurück. Sie gestaltet Grabdenkmäler für Personen des öffentlichen Lebens, außerdem Reliefs und die in München prämierte Skulptur ist in der Wiener Secession zu sehen. Die Teilnahme an der Biennale in Venedig 1905 bildet einen weiteren Höhepunkt ihrer Karriere. 1910 ist ein weiteres aufregendes Jahr für Ilse Conrat. In London heiratet sie heimlich, still und leise den 30 Jahre älteren, preußischen Offizier Ernst August Dobrogast von Twardowski. Die beiden befinden sich auf Reisen und sind bis zu diesem Zeitpunkt als Onkel und Tante unterwegs. Dies berichtet die Tochter Elisabeth von Twardowski-Kahmann (geboren 1920) in einem Radiointerview. Im selben Jahr wird Ilse Vizepräsi-dentin der frisch gegründeten Vereinigung Bildender Künstlerinnen Österreichs, legt das Amt allerdings bald wieder nieder. 1912 wird sie zum Mitglied der *Union Internationale des Beaux-Arts* ernannt. Die Twardowskis reisen viel, bis Ernst sich mit Ausbruch des 1. Weltkrieges freiwillig in München als Reservist meldet. An diesem Punkt des Films tritt Marika Schmiedt selbst zum ersten und einzigen Mal vor die Kamera. Wir sehen die Regisseurin, wie sie mit einer Rolltreppe aus der U-Bahnstation ins Sonnenlicht fährt, während auf der Textebene die Rede von Frau Schmutterer und ihren Kindern ist, die das Ehepaar Twardowski während der Zeit des ersten Weltkrieges mit Lebensmitteln versorgen und weiterhin in einer »verhängnisvolle[n] Rolle« für Ilse und Elisabeth relevant sein würden.

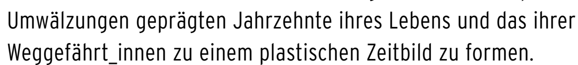


Selbstportrait von Ilse Twardowski-Conrat, 1926

In dieser Zeit fertigt Twardowski in ihrem Atelier in der Keferstraße in München auch Bildhauereien von gezeichneten Menschen, die Müdigkeit und Resignation ausstrahlen. Außerdem ist sie für die Porzellanmanufaktur Allach in München tätig, die im Nationalsozialismus nach der Enteignung als ideologietreues Unternehmen reüssieren und Zwangsarbeiter_innen ausbeuten wird.

1928 stirbt Ernst Twardowski. Von ihrer Witwenpension kann Ilse gut leben, sie beschließt, nur noch Aufträge für Portraits anzunehmen. Wie die Kinder von Frau Schmutterer ist sie zunächst Fan der nationalsozialistischen Ideologie und sieht darin keinen Widerspruch zu ihrer jüdischen Herkunft. Tochter Elisabeth erklärt diese Sympathie mit der positiven Geschichte, die die Twardowskis mit den Schmutterers verbinden, der Hilfe, die ihnen während der Zeit des 1. Weltkriegs zuteil wurde und der Rolle von Frau Schmutterer als Ersatzoma für Elisabeth. Als Ilse 1935 mitgeteilt wird, dass sie nicht Mitglied der Reichskunstkammer werden könne und ihr die weitere Berufsausübung als »Maler und Graphiker« untersagt wird, fängt ihre Begeisterung für das nationalsozialistische Regime an zu bröckeln. Vor dem Umzug mit Elisabeth in ein Haus im Münchner Stadtteil Waldtrudering verschenkt oder zerstört sie zahlreiche ihrer Kunstwerke. Die Arbeit als sinnstiftende Grundlage der Existenz als Künstlerin, wie es das titelgebende Zitat des Films ausdrückt, wird Twardowski-Conrat entzogen. Sie wählt für sich die innere Isolation als Überlebenstaktik, um das eigene Leben nicht durch die Verbote der Nationalsozialisten zerschlagen zu wissen. Bis sie schließlich 1942 doch zur Zwangsarbeit in der kriegswichtigen Telefon- und Batteriefabrik Kammerer eingezogen wird. Am 8. August erfolgt der zweite Deportationsbefehl. Hans Schmutterer, der Sohn von Mutter Schmutterer und mittlerweile erfolgreicher Nationalsozialist, der sich immer wieder für Twardowski-Conrat einsetzt, kann nichts mehr für sie tun. Dem Appell von Hans' Schwester, bei Bekannten unterzutauchen, folgt sie nicht. Am 9. August nimmt sie sich mit einer Überdosis Schlaftabletten das Leben und entgeht so dem Konzentrationslager. Elisabeth überlebt.

Es sind die aufwändig recherchierte Fülle des Materials und die ästhetische Vielfalt, mit der die Regisseurin Marika Schmiedt die Zuschauer_innen für die Biographie Ilse von Twardowski-Conrat einnimmt. Wie durch eine Ausstellung leiten uns die Pfade, die die Filmemacherin mittels zahlreicher Artefakte arrangiert, um die widersprüchliche Existenz der Protagonistin, die von politischen Umwälzungen geprägten Jahrzehnte ihres Lebens und das ihrer Weggefährt_innen zu einem plastischen Zeitbild zu formen.



Melanie Letschnig arbeitet als Lektorin für Filmtheorie am Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft der Uni Wien und als Sprachtrainerin für Deutsch als Zweitsprache am bfi.

Wenn sie könnten, würden sie uns verbieten

Daniela Giacomuzzi beschreibt das sexualpädagogische Projekt »achtung°liebe« und die politischen Angriffe darauf.

»Um eine für alle Beteiligten zufriedenstellende Regelung schaffen zu können, schlagen die Antragsteller vor, in Zukunft auf die Einbeziehung von externen Vereinen zu verzichten und die Verantwortung für die Sexualpädagogik innerhalb der Schule jenen zu überlassen, die gesamtpädagogisch dafür ausgebildet wurden: den Lehrerinnen und Lehrern.«

Mit diesen Worten brachten ÖVP und FPÖ Mitte Juli dieses Jahres einen Entschließungsantrag ein, der das Bildungsministerium aufforderte, externe sexualpädagogische Vereine aus Schulen zu verbannen.
Als ich von dem Antrag erfuhr, war ich im Votivpark und bereitete mit meinen Kolleg_innen Plakate für die Pride Parade am nächsten Tag vor. Wir würden als *International Federation of Medical Students' Association* mitmarschieren, dem internationalen Dachverband unseres Vereines, der AMSA[1] und damit unseres sexualpädagogischen Projektes »achtung°liebe«, bei dem wir als junge Studierende in Schulklassen Aufklärungsworkshops abhalten. Auch aus der Schweiz, Deutschland, Großbritannien, Slowenien und Ungarn reisten Mitglieder an.
Eigentlich war die Teilnahme an der Pride Parade als schöner Abschluss eines sehr intensiven und anstrengenden Sommersemesters gedacht. Die letzten Monate waren von der Aufregung rund um den erzkonservativen Verein *Teenstar* und der Antwort des schwarzen Bildungsministeriums darauf gekennzeichnet. Nachdem sich der damalige Bildungsminister Faßmann unter viel Druck wenigstens zu einer Empfehlung gegen *Teenstar* durchringen konnte, trafen die darauffolgenden politischen Maßnahmen seriöse Vereine wie uns umso härter: Im März 2019 gab es einen Grundsatzerlass, der eine ständige Anwesenheit von Lehrpersonen während sexualpädagogischer Workshops verlangte.
Der besagte Antrag auf ein Verbot ein paar Monate später war diesbezüglich harmlos: Da er rechtlich nicht bindend war, wurde er von der Übergangsregierung ignoriert und verfiel mit deren Ende. Die Message aber war eindeutig: Wenn sie könnten, würden sie uns verbieten. Dass Gudrun Kugler, eine Unterstützerin des Antrags, mit allerlei Gegner_innen der wissenschaftlich fundierten Sexualpädagogik zusammenarbeitete (darunter der Vorsitzenden von Teenstar Österreich), dürfte kein Zufall gewesen sein.
Im Moment ist das zentrale Problem jedoch Geld. Die fehlenden Mittel zur Finanzierung externer Vortragender an Schulen ist mitnichten ein Problem, das nur sexualpädagogische Vereine betrifft. Es gilt in Österreich die Schulgeldfreiheit, laut derer Workshops wie unserer die Schüler_innen bzw. deren Eltern nichts kosten dürfen. Das ist grundsätzlich ein sinnvolles Gesetz, den Schulen wird aber zuwenig Geld für die Finanzierung solcher Workshops bereitgestellt.
Nun ist es auch in der Lehrer_innenschaft unumstritten, dass es für gewisse Teilbereiche Fachwissen von außen braucht. Besonders klar ist das in Bezug auf die sexuelle Bildung – hier ist nicht nur das Abhängigkeitsverhältnis zwischen Schüler_innen und Lehrer_innen ein Problem. Vielmehr fehlt es meist schon an den Grundlagen: Sexualpädagogik ist immer noch ein Wahlfach für die meisten Lehramtstudenten_innen. Für das Fach Biologie wird natürlich der Lehrstoff zu Verhütung, Anatomie & Geschlechtskrankheiten vermittelt, aber selbst dieser ist oft überholt und behandelt Themen wie Hymen und Klitoris nicht immer akkurat und adäquat. Außerdem heißt es nicht ohne Grund Sexual**pädagogik** – wenn Sexualität aufgrund von Berührungsängsten und fehlender Kompetenzen im Frontalunterricht gleichauf mit Genetik und Botanik gelehrt wird, ist damit niemandem geholfen. Themen wie Consent (engl. für Zustimmung – damit ist im engeren Sinne der einvernehmliche Geschlechtsverkehr gemeint), Masturbation und Regelschmerzen können am besten besprochen werden, indem man mit den Jugendlichen auf Augenhöhe redet – und das will gelernt sein. Es gibt Lehrer_innen, die in diesem Bereich sehr engagiert sind und einen guten Draht zu ihren Klassen haben. Der Rest steht ohne Vereine wie uns ziemlich alleine da.

»Wie fühlt sich ein Orgasmus für euch an?«. Wir machen gerade den geschlechtergetrennten Teil, wo die Jungs anonym Fragen an die Mädchen schreiben, und umgekehrt. »Vaginal oder klitoral?« ruft ein ca. 14-jähriges Mädchen heraus. Ich bin erstmal ziemlich verdattert – normalerweise schauen bei dem Thema die meisten Mädchen betreten auf den Boden. Eine derart reflektierte und selbstbewusste Gegenfrage hatte ich nicht erwartet. Ich stimme ihr zu, dass das ein guter Einwand sei, und erkläre den anderen Mädels kurz, was damit eigentlich gemeint ist. Ich erkläre ihnen noch einmal kurz die Position und Form der Klitoris, und wieso sich sowohl Stimulation von außen als auch von innen gut anfühlen kann. Die Gruppe hört interessiert zu. Ich bin froh, dass ich das Thema ansprechen kann – es gibt Klassen, wo bereits das Thema vorehelicher Sex ein Tabu ist. Mir wurde während meiner Ausbildung eingebläut, die Klassen nicht mit Themen zu überfordern, mit denen sie sich unwohl fühlen. Wir sollen die Jugendlichen dort abholen, wo sie sind.
Es gibt Menschen, die stellen sich die Inhalte unserer Workshops ziemlich skandalös vor. Vielleicht sind sie das auch – viele wären aber wahrscheinlich überrascht, worüber ihre 13-Jährigen Kinder sprechen, sobald ihnen Raum dafür gegeben wird, darüber zu reden. Pornographie ist meist eines der Themen – aber auch das Erste Mal und der Besuch beim Männer- und Frauenarzt. Ausfluss, Körper- und Rollenbilder, Gefühle…in 5-stündigen Workshops versuchen wir, uns kreuz und quer durch ein sehr weites Feld durchzuarbeiten. Ich bin immer wieder frustriert, wenn ich merke, dass wir das nicht schaffen. Es ist lebensfern, Kinder jahrelang mit ihren Fragen allein zu lassen und dann, wenn die pubertären Krisen nicht mehr zu leugnen sind, schnell jemand Externen zu holen, um das Thema dann endlich abhaken zu können. Theoretisch ist das auch nicht so im Lehrplan verankert, denn altersadäquate sexuelle Bildung ist schon in der Volksschule vorgesehen. Es wird im Endeffekt aber leider immer wieder genau so praktiziert. Die Tatsache, dass sexuelle Bildung ein Prozess ist, der durch die verschiedenen Entwicklungsphasen unterstützt gehört, ist zwar in einem Grundsatzerlass zu Sexualpädagogik aus dem Jahr 2015 festgehalten – in der Realität wird dies aber leider allzu oft ignoriert.
Natürlich werden Kinder und Jugendlich auch durch ihr familiäres Umfeld in ihren Vorstellungen von Liebe, Sex und Beziehung geprägt. Das kann von einem völligen Ignorieren jeglicher Körperlichkeit bis hin zu offenem, aufgeklärten Dialog gehen. Meistens ist es irgendwo dazwischen – Eltern geben das weiter, was sie selbst beigebracht bekommen haben und/oder was sie selbst gelernt und erfahren haben, und das ist mal mehr, mal weniger richtig. Die Mär vom Jungfernhäutchen und dem (für Mädchen) schmerzhaften ersten Mal ist zum Beispiel eine, die sich hartnäckig hält. Noch viel tiefsitzender sind aber Rollenbilder: Jungs wollen immer, können immer, und wissen, was zu tun ist. Frauen wollen romantischen Kuschelsex und Kinder. Es klingt trivial, aber gerade bei Kindern und Jugendlichen sind diese Kategorien sehr präsent. Es ist wichtig, die Klischees anzusprechen und darauf zu verweisen, dass es in Ordnung ist, irgendwo nicht ganz hineinzupassen, und die Möglichkeit zur Selbstreflexion zu geben.
Alles in allem ist das, war wir besprechen, viel biederer, als es sich viele vorstellen. Wir zeigen keine Sexstellungen vor, wir schauen keine Pornos im Unterricht, und wir führen keine »Homodiktatur« ein. Wir geben Workshops nach WHO-Standards, die vor allem für die Altersgruppe 13-17 Jahre extrem gut evualiert und erforscht sind. Es gibt jedoch eine kleine, aber mächtige Gruppe von Leuten, für die grenzen solche Workshops an Missbrauch. Und so verschroben diese auf die Normalbevölkerung wirken mögen – sie haben gute Kontakte in die Politik.
Die konkreten Vorwürfe lauten »Frühsexualisierung«, »Genderismus« und »linkslinke Indoktrinierung«. Den Vorwurf, dass wir oftmals eher progressive Ansichten vertreten, müssen wir uns gefallen lassen. Es ist nun mal so, dass bestimmte progressive Standpunkte sich in den vergangenen Jahrzehnten als wissenschaftlich haltbar herausgestellt haben, im Gegensatz zu konträren konservativen Haltungen. Es ist etwa weltweit anerkannt, dass Homosexualität keine Krankheit ist, oder dass ein sicherer Zugang zu Verhütungsmitteln und Abtreibungen essenziell für Mädchen- und Frauengesundheit ist.

Dieses Bild von der achtung°liebe Homepage wurde im Juli von der Abgeordneten Stephanie Cox verwendet, um ÖVP und FPÖ zu erklären, warum Sexualpädagogik wichtig ist.

Deswegen müssen die Feindbilder umso abstruser geformt werden. In Wien kam ein Verein dafür unter Beschuss, dass dort die Anatomie von intergeschlechtlichen Personen besprochen wird. Offenbar stößt die Tatsache, dass die Kategorien Mann und Frau eben nicht immer klar zu trennen sind, sauer auf.
Man kann natürlich argumentieren, dass das Thema die meisten Menschen nicht betrifft, und damit irrelevant und verwirrend sei. Ich erkläre Anatomie aber sehr gerne am Beispiel Intergeschlechtlichkeit, solang die Klasse aufnahmefähig und interessiert ist. Das Interessante ist nämlich, dass die Anlagen für innere und äußere Genitale bei allen Geschlechtern gleich sind, und sich dann unter Hormoneinfluss verschieden differenzieren. Mein Lieblingsbeispiel sind Peniseichel und Klitoris: Beide haben sich aus der gleichen Grundlage entwickelt. Unter Hormoneinflüssen, etwa bei der Hormonbehandlung bei transidenten Personen, verändern sie sich in ihrer Größe und Beschaffenheit gemäß den neuen Umständen. Bei bestimmten Formen der Intergeschlechtlichkeit, von der es zig Varianten gibt, liegt die Größe dieser Strukturen irgendwo dazwischen, d.h. nicht klar in Klitoris oder Penis einordenbar. Mediziner_innen haben dafür schöne Tabellen entwickelt, mithilfe derer sie anhand der Zentimeterlänge des Lustorganes die etwas unglücklich gewählten Begriffe »Megaklitoris« oder »Mikropenis« verwenden. Intergeschlechtliche Menschen lassen sich verständlicherweise nicht gerne in eine Kategorie pressen, und viele mussten und müssen als Kinder medizinisch unnötige Operationen auf sich nehmen, um irgendwo »reinzupassen«. Einzelpersonen und Vereine, insbesondere die Vimö (Verein Intergeschlechtlicher Menschen Österreich), haben hier in den letzten Jahren Pionierarbeit geleistet, um sowohl Betroffene, Eltern, Mediziner_innen als auch uns Sexualpädagog_innen für das Thema zu sensibilisieren. Die Annahme, dass ein vertieftes Verständnis der menschlichen Anatomie Kinder verunsichern würde, ist genauso hysterisch wie die Befürchtung, Themen wie Homosexualität würden Kinder verwirren.

Auch wenn wissenschaftlich fundierte Sexualpädagogik vor allem in letzter Zeit durch Verbreitung von Lügen, juristischen Androhungen und politischen Lobbyismus durch christliche Fundamentalist_innen immer stärker bedroht und unter Druck gesetzt wird: dem_der Durchschnittsbürger_in ist bewusst, wie wichtig ein selbstbewusster Umgang mit der eigenen Sexualität ist. Kein_e Schüler_in sollte heutzutage in dem Gefühl aufwachsen müssen, die eigenen Probleme und Unsicherheiten seien nicht ansprechbar. Und das geht nur, indem man lernt, über Sexualität auf Augenhöhe zu sprechen. Es wäre schön, wenn Projekte wie das unsere dabei eine Ergänzung bilden würden, und keine Notwendigkeit.

---

[1] Die AMSA, kurz für die Austrian Medical Students' Association, ist ein ehrenamtlicher und parteipolitisch unabhängiger Verein von Studierenden, der sich im Rahmen von diversen Projekten wie »achtung°liebe« und anderen für verschiedenste Themen im Gesundheitsbereich einsetzt und auf diese Weise eine wichtige Stimme der Jugend in diesem Bereich ist.

Daniela Giacomuzzi hat das Projekt »achtung°liebe« der AMSA auf nationaler Ebene koordiniert und studiert Humanmedizin in Linz.

Die Lust am Jenseitsprinzip

Felix Riedel erläutert, warum die Narzissmustheorie die These vom Todestrieb überholt hat.

Der Begriff des Todestriebes dient bei Freud als Prothese, um Probleme zu beschreiben. Er ist primär deskriptiv und hat keine analytische Qualität.

Noch zu Lebzeiten Freuds nahm die Kritische Theorie eine rege Diskussion, Erweiterung und Integration der Psychoanalyse in Propagandaanalysen, in die Studien zum Autoritarismus und in die Theorie der pathischen Projektion vor. Es ist deshalb überraschend, dass gerade in ihren Arbeiten ein Begriff fast vollständig fehlt: »Todestrieb«. In der »Dialektik der Aufklärung« taucht der Begriff lediglich im Fragment »Interesse am Körper« auf: als explizite Metapher für destruktiv-regressives »Verfließen« gegen den Fortschritt, und als Freud'sche »Interpretation« dessen, was Nietzsche und de Sade »erkannt« hatten: ein Verhältnis von »Narzissmus und Todestrieb«, das Adorno, Horkheimer und Löwenthal in der Folge als »Haßliebe gegen den Körper« und »verzweifelte Rache« ohne Glück auf eine analytische Grundlage stellen (Dialektik der Aufklärung 1969: 247f). Erich Fromm lehnt den Begriff später im Zuge einiger weiterer Revisionen ab, die ihn in Distanz zur Kritischen Theorie brachten (Erich Fromm und die Frankfurter Schule: 1991). Lediglich Herbert Marcuse nahm den Begriff emphatisch, wenngleich durchaus im Bewusstsein seiner begrenzten metaphorischen Reichweite auf. Er versetzte indes den Todestrieb als »Thanatos« in einen Konflikt zwischen Individuum und repressiver Gesellschaft und stellte so die Psychodynamik des Kleinkindes in den Hintergrund (Eros und Thanatos, MS 5: 190ff).

Bei Freud selbst bleibt der Begriff stets eine Prothese. Seine Erfahrung mit den Traumaopfern des Ersten Weltkrieges führt ihn vor das Problem, dass sich alleine durch das herkömmliche Modell der Unlustvermeidung nicht erklären ließ, wieso traumatisierte Individuen sich im Wiederholungszwang in extrem unlustvolle Träume und Flashbacks begeben (S. FSA 3, 218. Orig. 1920). Das »Realitätsprinzip«, das ansonsten den direkten Lustgewinn im Interesse seines wiederholten Genusses aufzuschieben vermag, kann diese »rätselhaften masochistischen Tendenzen des Ichs« (224) nicht erschließen. In die folgende Theorie über den Wiederholungszwang im Trauma führt Freud nun eine neue These ein: »Ein Trieb wäre also ein dem belebten Organischen innewohnender Drang zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes, welchen dies Belebte unter dem Einflusse äußerer Störungsergebnisse aufgeben musste […].« »Alle Triebe« wollten »etwas Früheres« wiederherstellen (246). Diese »regressive«, »konservative« Tendenz verteidigt Freud vorahnend gegen jeden Anschein des »Mystischen«. Und doch endet er selbst wenige Sätze später in Mystik: Der Trieb habe wie alles Leben ein »Todesziel«. Plötzlich »schrumpft« für Freud die Bedeutung anderer Triebe zu »Partialtrieben« zusammen, die den »Todesweg des Organismus« sichern (248).

Acherontia atropos (Totenkopfschwärmer)

Die folgenden Passagen über den Gegensatz von »Ich(Todes-)Trieben und Sexual(Lebens-)trieben« sind nur aus Freuds Biographie heraus zu verstehen. Wie stets, wenn seine analytische Kompetenz an Schranken stößt, flüchtet Freud auf seine früheste Profession, die Zoologie, zurück und ergeht sich in biologistischen Spekulationen über den Werdegang von Seeigeln und Protozoen. Der Lamarckismus, seine Achillesferse, verführt ihn zum Glauben an eine biologische Grundlage des Todestriebes in der Evolution (258). Fatalerweise stellt Freud nun seinen spekulativen »Dualismus« von Lebens- und Todestrieb dem »Monismus« Jungs gegenüber, der alles aus der Libido zu erklären suche. Dadurch wird die Todestriebthese politisch aufgeladen und in den generellen Konflikt zwischen Freud und Jung geschleudert, was eine differenzierte Kritik in eine jener Loyalitätsfragen verwandelte, von denen die Diskursgeschichte der Psychoanalyse unnötig tief zerfurcht wurde.

So real Freuds Problem ist, so schlecht ist seine Antwort eines aus der Urgeschichte von Mikroben entstandenen Todestriebes. Er endet im Biologismus, weil er an eine Prämisse der Psychoanalyse anknüpfen will: Dass sich die Prozesse der Psyche aus den natürlichen Rahmenbedingungen des Menschen in der frühen Kindheit entwickeln müssen – Bio-Logik, die Schwäche und Unselbstständigkeit des Kleinkindes reflektiert. Es gibt indes keine biologische Erklärung für den Todestrieb und die Energie in den Phänomenen, die damit assoziiert werden. Kinder kennen keinen Tod. Auf seine empirische Realität reagieren sie mit Indifferenz und Ignoranz. Sie können den Tod nicht ähnlich lustvoll besetzen wie destruktiven Sadismus und die Regression.

Viel wertvoller sind demnach Passagen bei Freud, in denen der »Narzißmus« in seiner Argumentation aufschimmert: »narzißtische Libido« hätte den Todestrieb »vom Ich abgedrängt« (263ff). Es ist nun nicht Rosinenpickerei, sondern ein konsequenter Reinigungsprozess, wenn Béla Grunberger und Janine Chasseguet-Smirgel in »Freud oder Reich?« (1979) den »Sturz des Todestriebes« auf der Grundlage von Freuds Narzissmustheorie vollziehen. Mit Pierre Dessuant schließt Grunberger in »Narzißmus, Christentum, Antisemitismus« (1997) diese Theorie weiter auf, um den analen Sadismus, Transzendenz und Projektivität von religiösen Narzissten zu erklären.

Grunberger/Chasseguet-Smirgel verweigern sich vor allem der biologistischen Spekulation der Todestrieb-Hypothese (44). Sämtliche darunter befassten Phänomene tödlicher Aggressivität entstehen ihnen zufolge aus der Geburt als unfertiges Wesen, das seine Handlungsunfähigkeit als permanente Frustration eines vorher genossenen Zustands des »intrauterinen Narzissmus« erfahren muss. »Keine Veränderung der materiellen Existenzbedingungen wird es je schaffen, die narzißtische Kränkung zu überwinden, welche dem Kind durch seine verfrühte Geburt und durch sein ödipales Versagen zugefügt wird« (Freud oder Reich: 47). Ist das Inzestverbot bei Freud zunächst Resultat einer realen, äußeren Drohung, so erlaubt seine Narzissmustheorie eine weitere Erklärung: Das narzisstische Kleinkind sieht die eigene kränkende körperliche Ohnmacht, seine Unfähigkeit zum Inzest. Um diese Kränkung zu vermeiden, imaginiert es eine sadistische Drohung eines übermächtigen Dämons. Der ebenso zum Scheitern verurteilte Kastrationswunsch des Kindes verwandelt sich analog in eine imaginierte Kastrationsdrohung. Dieser Vorgang lässt sich an Kleinkindern stereotyp beobachten im Verhalten, eigene sadistische Akte in völliger Verkehrung der Realität auf das Opfer zu schieben. Das Inzestverbot ist demnach eine Deckerinnerung für eine durch das Realitätsprinzip zugefügte narzisstische Kränkung. Diese kann nicht völlig durch progressive Pädagogik abgestellt werden und ist daher überkulturell in allen Individuen zu finden. Das ewige »Unbehagen in der Kultur« hat hier seine Quelle und das erklärt auch die überkulturelle Wirksamkeit von Propaganda.

Das reale Inzestverbot behält jedoch seine Bedeutung: Es kann als Wiederholung und Verstärker dieses Traumas gelten, was wiederum das ödipale Drama ins Unaushaltbare zu verstärken vermag (»Freud oder Reich?«: 24). Imagination, Misserfolg und reale Drohung sind demnach nicht konkurrierende Modelle, sondern sich wechselseitig verstärkende Ebenen. Der ohnehin regressive und damit triebfeindliche Narzissmus wird gerade unter unaushaltbarem Druck von Kastrationsdrohungen zu einem manichäischen, unversöhnlichen Gegenspieler des Triebes, der einen vorgeburtlichen Zustand ohne störende Objektgrenzen anstrebt oder diese in analem Sadismus zerstört. Aus der primären Wut des Säuglings über das Geburtstrauma, später über Hunger und andere unkontrollierbare störende Empfindungen speist sich die Energie späterer Frustrationen über reale und imaginierte Kastrationsdrohungen. Propaganda arbeitet stets daran, diese primären Energien anzuzapfen und in allen Menschen vorhandene Ambivalenzen weiter aufzureißen als diese ohnehin aufklaffen, um dann in diese künstliche Wunde Projektionsangebote zu säen. Die im Reifungsprozess krisenhaft gebliebene und unter dem Realitätsprinzip vernarbte Integration der Konkurrenten Narzissmus und Trieb wird sabotiert und der Narzissmus gegen den Trieb aufgehetzt. Der mit dem Realitätsprinzip vereinbarte Kompromiss wird aufgehoben und in eine Wahl gedrängt zwischen extrem gekränkter, denarzissierter Existenz und narzisstischer Transzendenz. Dieses Muster ist empirisch nachweisbar bei den lustfeindlichen Religionen und autoritärer Propaganda.

Die Berufung auf einen Todestrieb als Erklärung destruktiver Prozesse hingegen ist ein ideologisches Manöver, das den analytischen Denkprozess abkürzt und so die Erleichterung verschafft, die unangenehmen eigenen narzisstischen Konflikte im Individuum zu vergesellschaften. Es kann insofern nicht überraschen, dass Todestriebthesen an Stellen wieder auftreten, an denen der Schleier der Verhältnisse am schwersten herabdrückt. Die Frage etwa, warum Menschen im Stande bester wissenschaftlicher Erkenntnisse über Drastik und Dramatik der Klimakrise sich gegen Maßnahmen zur effektiven Eindämmung weiterer Erwärmung entscheiden, wird heute gern mit dem »Todestrieb« erklärt. Es ist jedoch hier nicht die Psychoanalyse, die dieses Verhalten erklären kann, sondern die Marx'sche Analyse des Kapitalismus. Erst durch sie hindurch wird verständlich, warum Menschen nicht allein durch Erkenntnis und Entscheidung ein System überwinden können, das sie selbst durch ihre Einzelhandlungen erschaffen haben, das aber zugleich als äußerliches Naturgesetz auftritt. Menschen mögen noch so viel Klimaschutz wollen, sie können als Individuen nicht aus einem globalen System von Milliarden Warentauschhandlungen aussteigen, dessen Resultat ein ehernes Gesetz des Wachstums ist. So treiben sie zunächst andere, dann sich selbst in den Untergang. Die Todestriebthese kürzt die Erkenntnis der Notwendigkeit einer vollständigen Veränderung dieses Systems ab und entlässt die Individuen in voreiligem Pessimismus aus ihrer Verantwortung zum Handeln und ihrer Erkenntnis des eigenen Anteils am äußeren Elend.

Felix Riedel ist Ethnologe. Er forscht über ghanaische Filme und Hexenjagden, arbeitet ehrenamtlich in der »Psychotronischen Lounge« des Traumakino Marburg. Auf seinem Blog »Nichtidentisches« hat er mehrere Dutzend Filmanalysen festgehalten. www.nichtidentisches.de, www.felixriedel.net

Nachts über den Dächern von Teheran

»Worüber man als Jude nicht schreiben sollte« – Psychoanalytische Provokationen heißt der Essayband von *Sama Maani.* Ein Vorabdruck.

Von Revolutionen, Flach- und Schrägdächern

Als ich in den 1970er Jahren mit den Eltern von Düsseldorf nach Teheran zurückkehrte, fiel mir auf, dass die Erwachsenen ihre Sätze bei jeder Gelegenheit mit den Worten beendeten: ‚Kein Wunder also, dass dieses Land zurückgeblieben ist.' Ich war sieben. Eines Abends kehrte ich mit der Großmutter, bei der ich die Nachmittage verbrachte, nach Hause zu den Eltern zurück. Es war spät, ich war müde, man sah die Sterne am Himmel. Großmutter begann mir die Sternbilder zu erklären, es war nicht das erste Mal, und ich fragte, woher sie das alles wüsste. ‚Im Sommer', sagte Großmutter, ‚schlafen die Teheraner nachts auf den Dächern.'



Bild: Creative Commons/franek2

Teheran

Schlafen? Auf Dächern?

Dass es sich bei den Dächern in Teheran, anders als bei den Dächern in Düsseldorf um Flachdächer handelte, wusste ich nicht – und versuchte, mir die Großmutter schlafend auf einem Düsseldorfer Schrägdach vorzustellen. ‚Kein Wunder also', hörte ich mich sagen, ‚dass dieses Land zurückgeblieben ist.' Ich war ein altkluges Kind.

Diese Zeilen schrieb ich im Sommer 2009, als die Menschen in Teheran nachts auf die Dächer stiegen, nicht um zu schlafen, sondern um gegen gefälschte Präsidentschaftswahlen zu protestieren.

Von den Dächern ist der von Nacht zu Nacht lauter werdende Ruf ‚Allah-u-Akbar' zu hören – der Schlachtruf der Opposition gegen ein Regime, das sich entschlossen hat, den Ruf der Menschen nach ein wenig Freiheit und Würde mittels Wahlfälschung und brutaler Gewalt zu ersticken.

Die *Allah-u-Akbar*-Rufe des Jahres 2009 waren eine Reinszenierung der *Allah-u-Akbar*-Rufe im Winter 1978/79, die die Islamische Revolution eingeläutet hatten.

Die Unfähigkeit Allah-u-Akbar zu sagen

In jenem Winter der Revolution lebte ich aber nicht mehr in Teheran, sondern in Graz, wo ich Stunden vor dem Weltempfänger des Vaters verbrachte. Aus dem altklugen Kind war ein altkluger politisch interessierter Halbwüchsiger geworden, der sich danach sehnte, in den Straßen von Teheran die poetischen und rhythmischen Parolen der Revolution zu skandieren. Dabei zu sein, als Weltgeschichte geschrieben wurde. Immerhin waren die Revolutionäre dabei, eine Jahrtausende alte Monarchie zu stürzen.

Jahre später sollte ich die iranisch-jüdische Schriftstellerin Roya Hakakian kennenlernen, die 1978/1979, als Zwölfjährige, von der Revolution genauso begeistert war wie ich, die Revolution aber nicht bloß per Weltempfänger erlebte, sondern in Teheran. In ihrem Buch *Journey from the Land of No* beschreibt Hakakian eine abendliche Szene auf dem Dach ihres elterlichen Hauses im Herbst 1978.

Bild: Jan Maximilian Gerlach

Sama Maani

Ich hüpfte über die Trennwand zwischen den Dächern und gelangte zu den Eltern. Vater murmelte: ‚Siehst du das, Helen? Menschen so weit das Auge reicht. Das alles soll ein stinkender Mullah zustande gebracht haben?' … ‚Psst', sagte Mutter. ‚Versuche ‚Allah-u-Akbar' zu sagen, Helen', neckte er sie ‚oder wir riskieren es, die Goi [die Nichtjuden, Anm. von mir] *zu verärgern.'*
Konnte ich ‚Allah-u-Akbar' sagen? Die Worte hallten in meinem Kopf, aber ich konnte sie nicht aussprechen. ‚Sag es', forderte ich mich auf, ‚eins, zwei, drei – Allah-und-Akbar'. Aber ich konnte nicht, hatte nie arabische Worte aussprechen, nie auf einer anderen Sprache als auf Persisch singen müssen… [1]

Dreißig Jahre nach dieser beklemmend-komischen Szene stiegen die Teheraner wieder auf ihre Dächer, um wieder *Allah-u-Akbar* zu rufen. Nacht für Nacht, aus Protest gegen offenkundige Wahlfälschung und gegen ein Regime, das entschlossen war, diesen ihren Protest zu ersticken.
Aber warum wieder und warum gerade *Allah-u-Akbar*? Hatte nicht genau dieses *Allah-u-Akbar* 1978 jene Revolution eingeläutet, die in ein System mündete, gegen das die Menschen 2009 aufbegehrten? Waren und sind wir Iraner Opfer eines historischen Wiederholungszwangs, der uns veranlasst, immer und immer wieder die selben Fehler zu begehen? Bekanntlich war für Freud der Wiederholungszwang Ausdruck des Todestriebs. Sind wir also Freud zufolge eine Nation von Selbstmördern?

Poetischer Suizidimpuls

In einer späteren Passage von *Journey from the Land of No* reagiert Hakakians Vater auf das Graffiti *Juden raus!*, das am Tag der Rückkehr Khomeinis auf einer Hauswand vis à vis ihres Elternhauses auftaucht, mit einem Anfall geistiger Umnachtung und zieht sich im Innenhof nackt aus. Daraufhin fasst die Zwölfjährige einen Entschluss – und flüchtet aufs Dach.

Wohin diese Revolution führen würde, war uns nicht klar. Aber ihre Forderung nach Selbstaufopferung war nicht zu überhören. Die Demonstranten wussten wie man stirbt. Ich wusste es auch. Mochte mich alles andere verwirren – der Tod tat es nicht. Ich war bereit. Gab es einen besseren Ort, um zu sterben, als die Erde unseres Innenhofes? Einen friedlicheren Platz als jener unter dem Schatten der Wacholderbäume? Auch ich würde eine Heldin sein und eine Blutspur hinterlassen. [2]

Diesen »poetischen Suizidimpuls« einer von der Revolution gleichermaßen begeisterten wie vor den Kopf gestoßenen Zwölfjährigen würde Freud als Ausdruck des Todestriebs der iranischen Gesellschaft auffassen. Genauso wie jenen Wiederholungszwang, der die Iraner im Sommer 2009 veranlasste, ausgerechnet den Schlachtruf der Islamischen Revolution des Jahres 1979 zu wiederholen.

Vom poetischen Suizidimpuls zur poetischen Ungerechtigkeit

Allerdings könnten wir die *Allah-u-Akbar*-Rufe des Jahres 2009 auch als eine Art Zitat auffassen. Dann hätten die Iraner, indem sie 2009 die *Allah-u-Akbar*-Rufe des Jahres 1979 »zitierten«, ihren Unterdrückern, allen voran Ali Khamanei, dem Führer der Islamischen Republik, eine Botschaft zu übermitteln versucht: »Erinnert Ihr euch, wie es damals war? Es ist wieder so weit.« Aber: Verstricken wir uns, wenn wir die Sprache unserer Unterdrücker sprechen, und sei es nur, um von ihnen verstanden zu wer-den, nicht in das unheilvolle Netz ihrer Signifikanten? Schreiben, respektive schreien wir *Allah-u-Akbar* rufend unsere Unterdrückung nicht fort?

In seinem Buch »Die politische Suspension des Ethischen«[3] erwähnt Slavoj Zizek einen slowenischen Kommunisten, der 1943 in einem von den italienischen Faschisten errichteten KZ auf der Insel Rab eine Rebellion anführte und mehr als 2000 italienische Soldaten besiegte. Nach dem Krieg wurde er von den neuen kommunistischen Machthabern in ein anderes KZ gebracht, wo sie ihn 1953 zwangen, zusammen mit anderen Gefangenen, ein Denkmal zur Feier des zehnten Jahrestages der Rebellion auf der Insel Rab zu errichten – ein Denkmal also für sich selbst.

Poetische Ungerechtigkeit

Zizek sieht im Schicksal dieses kommunistischen Revolutionärs eine Parallele zum Schicksal von Millionen Menschen, die nachdem sie im Kampf für die Revolution das alte Regime gestürzt hatten, von Stalin versklavt und gezwungen wurden, Denkmäler zur Erinnerung an ihre eigene revolutionäre Vergangenheit zu errichten. Eine, in den Worten Zizeks, »poetische Ungerechtigkeit«.
Für Poesie hatten wir Iraner immer schon eine Ader – warum also nicht auch für »poetische Ungerechtigkeit«? So gesehen, haben wir uns 2009 *Allah-u-Akbar* rufend, und ganz im Sinne von Zizeks »poetischer Ungerechtigkeit«, unser eigenes Denkmal gesetzt. Uns und unserer revolutionären Vergangenheit. Das taten wir aber, im Unterschied zu den Menschen in den Beispielen Zizeks, aus freien Stücken und in einem Augenblick, in dem die Befreiung aus den Fesseln der religiösen Diktatur nahe schien. Ob wir einmal in Erinnerung an unsere *Allah-u-Akbar*-Rufe des Jahres 2009, unsere gegen uns selbst gerichtete Version der »poetischen Ungerechtigkeit«, sagen werden: »Kein Wunder also, dass dieses Land zurückgeblieben ist«?

Roya Hakakian überlebte ihren Suizidimpuls übrigens. Sie begann ihrem Notizbuch einen Abschiedsbrief anzuvertrauen, der nicht fertig werden wollte. Wie Scheherazade, die »Stadtgeborene«, die dem mordlustigen König eine nicht und nicht enden wollende Geschichte erzählte. Hakakian schreibt noch immer.

---

[1] frei übersetzt aus Roya Hakakian, *Journey from the Land of No*, New York 2004, S. 112
[2] Ebd. S. 138
[3] Slavoj Zizek, *Die politische Suspension des Ethischen*, Frankfurt am Main 2005

Sama Maani, geb. 1963 als Kind iranischer Eltern in Graz, aufgewachsen in Österreich, Deutschland und im Iran. Studium der Medizin in Wien und der Philosophie in Zürich. Arbeitet als Schriftsteller und Psychoanalytiker in Wien. Sein dritter Essayband **»Worüber man als Jude nicht schreiben sollte« – Psychoanalytische Provokationen** *erscheint im Frühjahr 2020 bei Drava. Zuletzt erschien dort vergangenen September sein zweiter Essayband* Warum wir Linke über den Islam nicht reden können.

Kein Faschismus nirgendwo

In seiner Streitschrift über die Situation von Geflüchteten versucht *Bernhard Torsch* die Quadratur des Kreises: Eine praktische Definition von Faschismen, ohne sich theoretisch festlegen zu wollen, weil abstrakte Debatten vom konkreten Leid, das es zu skandalisieren gilt, ablenken.

Über wenige andere Fragen können Linke und andere Nicht-Faschisten so ausgiebig streiten wie jene, ob wir in post- oder präfaschistischen Zeiten lebten, wann Faschismus überhaupt anfängt und was ihn ausmacht. Das Grundproblem: Die meisten Faschismusdefinitionen führen für sich allein genommen in die Irre, da sie einerseits bereits am anamorphen Charakter der verschiedenen Faschismen scheitern und andererseits allzu oft die bürgerlichen Begrifflichkeiten eines technokratischen und vertikalen Verständnisses von Staat und Macht übernehmen. Das macht sie nicht völlig unnütz, aber außerhalb der akademischen und pädagogischen Welt unscharf, ja verschleiernd.

Statt Faschismus erst dann zu diagnostizieren, wenn ein herrschaftstechnischer Punkte-Katalog abgehakt wurde, schlage ich vor, die konkrete Lage von Menschen ohne Macht zu betrachten und die Parallelen zum historischen Faschismus, die man dabei erkennen mag oder auch nicht, zum Maßstab dafür zu nehmen, ob man die herrschenden Zustände als faschistisch bezeichnen kann. Das wird man mir sicherlich als, horribile dictu, Postmodernismus ankreiden, aber was die Theoriestuten und Debattenhengste meinen, geht mir schon seit Jahren am Allerwertesten vorbei.

Nicht egal sind mir nächtliche Wälder auf dem Balkan. Wälder, in denen seit 2015 Menschen, ganze Familien darunter, in Panik vor Polizeihunden fliehen, gehetzt wie Tiere von mazedonischen, kroatischen, ungarischen und inzwischen auch serbischen Polizeieinheiten, denen von ihren Regierungen auf Zuruf der europäischen Wohlstandszentren der Jagdschein auf Menschen ausgestellt wurde. Diese Menschen, die Europa nicht haben will, schlägt man dann, sobald die Hunde sie gestellt haben, grün und blau, nimmt ihnen Wertsachen und oftmals sogar die Schuhe ab und prügelt sie zurück über die nächste Grenze. Das wiederholt sich mehrmals, bis sie wieder dort landen, woher sie meist kamen, nämlich in einem der überfüllten griechischen Lager, wo Menschen so zu hausen gezwungen sind, wie wir es in Mittel- und Nordeuropa in unserer grenzenlosen Empathie keinem Tier zumuten möchten.

Nicht egal sind mir die ungarischen Grenzzäune, erbaut von zur Zwangsarbeit verdonnerten Arbeitslosen und Strafgefangenen, hinter denen Menschen, die es durch die Menschenfängerstaaten geschafft haben, festgesetzt und mit Nahrungsentzug gefoltert werden. Ja, der EU-Mitgliedsstaat Ungarn lässt Menschen hungern, bis sie »freiwillig« auf einen Asylantrag verzichten und sich wieder in die dunklen Wälder bewegen, wo die scharfen Hunde und die Männer mit den dicken Knüppeln auf die warten.

Wir reden hier über die Glücklichen unter den Geflüchteten. Die weniger Glücklichen liegen als Skelette in der Sahara, werden in libyschen Lagern vergewaltigt, gefoltert und ermordet oder ruhen unsanft am Grunde des Mittelmeers. Die Berichterstattung interessiert sich kaum noch für diese Opfer des europäischen Ehrgeizes, ethnisch und kulturell rein zu bleiben, und die Zyniker, deren Politik diese zehntausenden Erniedrigten, Misshandelten und Gestorbenen am Gewissen hat, sehen sich bestätigt. Real ist nur, was in der Zeitung steht. Und selbst wenn es eine Meldung über ein weiteres »Unglück« mit dutzenden Todesopfern in die Nachrichten schafft, kann sie nicht den Horror erfahrbar machen, von dem sie berichten will. Wir, als Medienkonsumenten, sind nicht dabei, wenn ein überfülltes Boot kentert, wenn Menschen in Todesangst versuchen, über Schwächere zu klettern, um ein paar Sekunden länger als diese über Wasser zu bleiben, wenn Mütter mit letzter Kraft ihre Babys in die Höhe halten, verzweifelt hoffend, in letzter Sekunde möge jemand wenigstens diese jungen Leben retten. Wir, die wir doch nur ganz harmlos und demokratisch massenhaftes Sterben wählen, sind nicht anwesend bei der letzten Umarmung, beim letzten Kuss, beim letzten Schrei und bei der letzten Träne.

Manche halten sich für Antifaschisten, obwohl sie das große Sterben, das ein Morden ist, da es absichtsvoll herbeigeführt und absichtsvoll nicht verhindert wird, hinnehmen. Haben ja demokratisch gewählte Regierungen gemacht, kein böser Tyrann in Fantasieuniform und mit Schnauzbart. Diese Sorte Antifaschistinnen hat auch kein gesteigertes Problem mit den 120.000 Menschen, die in Großbritannien in den vergangenen Jahren vom Staat ermordet wurden, weil sie arm und krank waren. Oh, das wussten Sie nicht, liebe Leserinnen und Leser? Das University College London hat 2017 eine Studie veröffentlicht, wonach seit 2010, als die Regierung eine harte »Sparpolitik« umzusetzen begann, 120.000 Menschen frühzeitig verstorben sind. Das wurde mit Verweis auf die Studie als »economic murder« bezeichnet, ökonomischer Mord. Bis zum Jahr 2020, so die Prognose der Studie, wird die Zahl der Toten die Marke 200.000 überschritten haben. Wie viele Menschen darf ein System um die Ecke bringen, bevor man es faschistisch nennen kann? 200.000 reichen offenbar nicht aus, um uns einzugestehen, dass wir längst in einer neuen Phase des Faschismus stecken, der sich (noch) hinter demokratischen Formalismen und der freiwilligen Propaganda jener Medien verbirgt, die, welch Zufall, den stärksten Kapitalfraktionen gehören, die vom großen Sterben profitieren, ob direkt durch die austeritätspolitische Umverteilung von unten nach oben oder indirekt durch die faktische Herstellung einer neuen Klasse von »Untermenschen«, an deren Qual sich die Massen, die immer weniger, aber immerhin noch ihre europäischen Pässe haben, laben sollen.

Dass es immer noch schlimmer kommen kann, ist wahr, aber kein Trost. Natürlich wäre der offene Faschismus unangenehmer als der getarnte, vermutlich noch mörderischer und grausamer. Das macht die derzeitigen Zustände kein bisschen erträglicher. Davon, dass Donald Trump rein formal kein Faschist sein mag, soll, wer den Mut und den Magen dafür hat, den Kindern erzählen, die in Käfigen gehalten werden, weil ihre Eltern es wagten, in den USA leben zu wollen statt dort, wo Not und Gewalt herrschen, wie sie sich viele, die Wohlstand gewöhnt sind, nicht vorzustellen vermögen. Oder man sage das den Kurdinnen und Kurden, die seit einigen Wochen abgeschlachtet werden, weil der Nicht-Faschist und ganz sicher nicht von Tyrannen begeisterte und von Putin bezahlte/erpresste Trump es für nötig hielt, über Nacht die Verbündeten der USA fallen zu lassen und, Zufälle gibt es, damit freie Bahn für die russische und türkische Machtpolitik zu geben.

Wer nicht in die Ferne schweifen mag, obwohl es eine solche allenfalls noch geographisch gibt, kann seine Faschismusdefinition auch in Österreich auf ihre Gültigkeit hin abklopfen. Vor allem in den hiesigen Großstädten leben 20 bis 30 Prozent der Bevölkerung, die hier arbeiten und Steuern zahlen, hier wohnen, leben und konsumieren, aber eines nicht dürfen: wählen. Weil sie immer noch als »Ausländer« gelten. Ab welchem Prozentsatz von der Demokratie Ausgeschlossener ist es Faschismus? Erst bei 100 Prozent? Alles, was nicht Hitler oder Franco ist, ist nur »demokratiepolitisch bedenklich«, wie es Kolumnisten auszudrücken pflegen, wenn sie ein allenfalls noch vorhandenes Gewissen drückt? Ich war nicht dabei, aber ich vermute, das haben die Überlebenden des NS-Faschismus nicht gemeint, als sie die Parole prägten, den Anfängen sei zu wehren.

Selbst »Wehret den Anfängen« ist nur halb richtig, denn dieser Aufruf geht davon aus, der Faschismus hätte sich 1945 in Luft aufgelöst und es sich nicht etwa in sämtlichen wieder zugelassenen Parteien ebenso gemütlich gemacht wie in den Institutionen. Juristen, die vor 1945 das gesunde Volksempfinden mit Guillotine und KZ umsetzten, sprachen nicht selten ihre früheren Opfer erneut schuldig und unterfütterten ihre Urteile mit Gutachten von Psychiatern, die vor 1945 über Wert und Unwert von Leben entschieden und somit über Leben und Tod. Diese schrecklichen Juristen und Psychiater und ihre Lehrlinge kriminalisierten bis zum Ende des 20. Jahrhunderts Homosexuelle und schufen mit den »Anstalten für geistig abnorme Rechtsbrecher« eine neue Lagerhaltung für eine stetig wachsende Anzahl von Menschen, die man von rechtsstaatlichen demokratischen Usancen ausschließen wollte. Wer das naive Vertrauen in die Demokratie verlieren möchte, sollte mit denen sprechen, die in diesen Anstalten waren, in denen übrigens nicht wenige wegen Bagatelldelikten oder gar völlig unschuldig sitzen, und ein großes Staunen darüber, wie mit Menschen verfahren wird, die von der Mehrheit gefürchtet und gehasst werden, wird einsetzen. Aber gut, man sollte die lieben Antifaschisten, die nirgendwo einen neuen Faschismus sehen können, nicht damit überfordern, den wahren Charakter einer Gesellschaft an ihrem Umgang mit Gefangenen zu messen, denn es ist ja nicht so, als hätte das Fjodor Dostojewski nicht schon im 19. Jahrhundert angeregt.

Wo kein Faschismus wahrgenommen wird und es somit auch keinen Widerstand gegen einen solchen gibt, obwohl Millionen entrechtet, ihrer Menschenwürde beraubt und sogar getötet werden, darf man sich von den Maulhelden der akademischen AntiFa und diverser linker Sektenparteien nicht erhoffen, sie würden gegen einen offenen Faschismus mehr unternehmen als gegen den derzeitigen verkleideten. Die einzigen Lichter in der Finsternis werden, wie seit jeher, jene Menschen sein, die Unrecht auch dann erkennen, wenn es eine bunte Masche trägt, und natürlich darf man eine gewisse Hoffnung darin setzen, die Konkurrenzfaschismen, zu denen sich die großen ökonomischen Blöcke gerade herausbilden, könnten einander gegenseitig die Lichter ausknipsen. Verlassen sollte sich darauf niemand, da die Voraussetzungen, also die sich immer rasanter zuspitzenden ökologischen und ökonomischen Krisen, auf eine unmittelbar bevorstehende exzessive Faschisierung deuten und auf eine entsprechende »Lösung« dieser Krisen, also auf Genozid und Krieg im globalen Maßstab. Ob danach, wir leben im nuklearen Zeitalter, noch jemand übrig sein wird, der anderen Überlebenden auftragen wird können, den nächsten Anfängen zu wehren, ist nicht sehr realistisch. Wahrscheinlicher ist, dass in den letzten Bunkern der letzten dort verschanzten Milliardäre und ihrer politischen Funktionärskaste der ganze Irrsinn noch einmal im Modellmaßstab durchgespielt wird, bis die letzte Dose Lebensmittel verputzt und die letzte Wasserflasche leergetrunken sein wird.

Bernhard Torsch lebt als freiberuflicher Autor in Kärnten.

Hannah-Arendt-Abusus

Marcel Matthies erkundet, wie Hannah Arendt zur Gewährsfrau deutscher Flüchtlingspolitik gemacht wurde und kritisiert mit Hannah Arendt das Konzept der Staatenlosigkeit.

Mit der Einwanderung von Menschen aus Nahost, Zentralasien sowie Nord- und Westafrika in den Jahren von 2015 bis 2018 erlebte Hannah Arendts 1943 veröffentlichter Essay *»We Refugees«* eine Konjunktur in der Berliner Republik. Kulturwissenschaftler und Feuilletonisten machten die liberalkonservative Kosmopolitin zur Gewährsfrau der deutschen Flüchtlingspolitik. Inwieweit eine Parallelisierung der Situation von Staatenlosen, wie sie Arendt untersucht hat, und der Situation von Refugees in der Gegenwart realitätstauglich ist, gilt es zu ergründen.
Fragwürdig ist die Analogiebildung, weil das Interesse an ihrem Essay darin zu bestehen scheint, die darin wie in einem Bernstein eingeschlossene, zeitgebundene Wahrheit über die spezifische Konstellation staatenlos gewordener, verfolgter Juden reflexionslos auf die Gegenwart zu übertragen. Die Strategie, Unterschiede zwischen der Wirklichkeit der Juden damals und der der jüngst nach Germany geflüchteten Menschen mittels ahistorischer Verallgemeinerungen einzuebnen, zielt darauf ab, die Neuankömmlinge als Juden von heute zu inszenieren.
Mit der Konsolidierung des supranationalen EU-Handelsraums zeichnen sich eine Aufweichung der Exklusivität von Bürgerschaft, eine zunehmende Durchlässigkeit territorialer Grenzen sowie eine nationalstaatliche Machtdiffusion ab. Angesichts solcher Transformationsprozesse verwundert es kaum, dass die Kulturalisierung kritischer und politischer Theorie zum ideologischen Thinktank progressiver Gesinnungswissenschaften zerronnen ist. Exemplarisch hierfür steht Daniel Loick, akademischer Schützling von Axel Honneth. Er hat sich besonders hervorgetan, Arendts Œuvre Gewalt anzutun. In seinem Text *»Wir Flüchtlinge: Überlegungen zu einer Bürgerschaft jenseits des Nationalstaats«* (Leviathan 4/2017, 574-591) löst er Arendts dialektisches Verständnis von Bürger- und Menschenrechten, das in *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* im Kapitel über die Aporien der Menschenrechte untersucht wird, einseitig auf, erklärt er Nationalstaatlichkeit doch per se zur »latent katastrophale[n] Struktur der modernen Souveränität« (Loick, 575).

Romantisierung diasporischer Lebensmodelle

Loick verteufelt das staatliche Territorialitätsprinzip. Er erkennt darin den alleinigen Grund von Entrechtung und Exklusion, ohne zu reflektieren, dass die Bedingung der Möglichkeit für die von ihm propagierten Modelle politischer Gemeinschaft und kollektiver Selbstbestimmung – transversale Konvivialität, Interlegalität und flexible Staatsbürgerschaft – eine Antwort darauf offen lassen, wer oder was das »Recht, Rechte zu haben« (Arendt 1993, 462) durchsetzt. Loick deutet Arendts Aporie so aus: »Das Recht auf Rechte ist kein Recht auf Mitgliedschaft in einem traditionellen Nationalstaat, sondern im Gegenteil ein Recht auf Teilhabe in einer nichtstaatlichen politischen Gemeinschaft.« (575) Seine Idealisierung eines postsouveränen und »nicht auf Zwang gestützte[n] Konfliktschlichtungsverfahren[s]« (584), dessen Umsetzung durch die gewaltfreie »Koexistenz pluraler Rechtsquellen« (585) möglich sei, ist mit einer akademisch aufgemotzten Romantisierung nomadischer und diasporischer Existenzweisen verfilzt. Wer zumeist erzwungene Migration als Erfahrungsvorsprung begreift, wer diasporische Praktiken im Stil professoraler Projektmittel-Prosa generell zum Wettbewerbsvorteil erklärt, geht dem Hype um Diversität, Differenz und Diaspora auf den Leim. Einige Kostproben: »Arendts Einsicht von den Flüchtlingen als »Avantgarde« ernst zu nehmen muss vielmehr bedeuten, realexistierende diasporische Praktiken als Wissensressourcen zu konsultieren.« (578) »Durch die diasporische Existenz außerhalb der von Gewalt durchzogenen Weltgeschichte sind es gerade die Jüdinnen und Juden, die eine Erfahrung vorwegnehmen, welche die anderen Völker erst noch erstreben.« (583) »Hiergegen lehren die Erfahrungen der migrantischen Diaspora, die Möglichkeit der kulturellen Hybridität, der politischen Inklusion und des rechtlichen Pluralismus wertzuschätzen und zu fördern.« (587)
Loicks Verständnis menschlicher Sozialität wohnt nicht nur eine Heroisierung der Lebensweise wehrloser Juden in der Diaspora vor der Realisierung des Zionismus inne. Vielmehr noch wird die Besonderheit jüdischer Diaspora ausgeblendet: Denn in ihr schwingt, wie Magnus Klaue einmal schrieb, das Transnationale als transzendierendes Moment mit, weist sie doch über den Begriff des Nationalstaats und der Staatsbürgerschaft hinaus, bleibt aber auf deren Konkretion in Gestalt rechtsstaatlicher Souveränität angewiesen.
Zudem sind Verfolgung und Pogrom keine Erfindungen nationalstaatlicher Herrschaft. Schauplätze großer Massaker der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts finden nicht selten in zerfallenden Imperien statt. Infolge der Transformation multi-ethnischer Gemeinwesen in moderne Nationalstaaten entsteht zwar der Status der Staatenlosigkeit. Dagegen suspendiert die kollektive Entrechtung der Juden im 3. Reich das bisher durch Staatsbürgerschaft vermittelte Prinzip der Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz. Zugleich schlägt die Destruktion des Nationalitätsprinzips nach außen um, bezweckt der Nationalsozialismus Arendt zufolge doch, »den Nationalstaat durch eine supranationale völkische Organisation abzulösen, die durch die Benutzung völkischer Minderheiten in anderen Nationen die zu eng gewordenen Grenzen des nationalen Territoriums sprengen konnte […].« (1993, 87)
Der NS-Terror richtete sich v.a. gegen Juden, doch wurden »nach der Ächtung des jüdischen Volkes [überdies] die meisten europäischen Nationen für vogelfrei erklärt« (Arendt 1999, 21). Auch deshalb ist Loicks auf einer missbräuchlichen Lesart von Arendt beruhende Prämisse falsch, wonach das europäische Konzept der moderner Staatsbürgerschaft »strukturell auf die Fabrikation von Staatenlosen und Vogelfreien angewiesen [sei], wie gerade Jüdinnen und Juden immer wieder am eigenen Leib erfahren haben.« (Loick, 574)
Denn Refugees der Gegenwart unterscheiden sich schon allein dadurch deutlich von Staatenlosen in Arendts Analyse, dass Erstere aus Failed States fliehen, die nie moderne Nationalstaaten wurden, während Letztere durch eine in ihrem Ausmaß nicht vorhersehbare Katastrophe zu Staatenlosen im 3. Reich gemacht wurden. Die ausweglose Lage der europäischen Juden infolge des grenzenlos sich ausweitenden NS-Herrschaftsgebiets entspricht nicht der gegenwärtigen Lage der Kriegs- und Armutsflüchtlinge: Während jene als das negative Prinzip der antisemitischen Wahnidee um jeden Preis auszurotten waren, um die jüdische Weltherrschaft zu brechen und die Welt vom Bösen zu erlösen, fliehen diese vor den Auswirkungen rivalisierender totalitärer Ausprägungen einer Kriegsreligion oder in der Hoffnung auf ein besseres Leben im zum Paradies stilisierten Europa.

Die Agambenisierung Arendts

Wer staatenlos ist, dessen Rechte lassen sich aufgrund fehlender Garantien nicht oder nur bedingt Geltung verschaffen. Das von Loick für gut befundene Prinzip »universeller Aterritorialität« (589) als auch die Durchsetzbarkeit »exterritorialen Weltrechts« (584) liegen jenseits jeder historischen Erfahrung. So bleibt Loicks Arendt-Rezeption durch die Brille Giorgio Agambens hochbrisant, manifestiert sich darin doch ausdrücklich die Forderung nach einer Universalisierung des Zustands der Staaten- und Rechtlosigkeit:

»Es gilt daher, neue Modelle der politischen Selbstbestimmung zu finden, die über die traditionellen Vorstellungen von Assimilation und Integration hinausweisen. Wie Arendt argumentiert hat, können hierfür gerade die Erfahrungen und das Wissen der Geflüchteten leitend sein: Es ist der Zustand der Staatenlosigkeit, nicht der Staatsbürgerschaft, den es zu universalisieren gilt. Dass Geflüchtete, wie Arendt schreibt, die »Avantgarde ihrer Völker« sind, heißt, dass sich nicht die Geflüchteten an die Staaten mit ihren Gewaltapparaten anpassen müssen, sondern die Staaten so umgestaltet werden müssen, dass sie den Praktiken der Geflüchteten gerecht werden können: Aus »normalen« Staatsbürgerinnen und Staatsbürgern müssen demnach Flüchtlinge werden.« (575)
Die Quintessenz der loick'schen Theorie läuft nolens volens auf Barbarisierung hinaus. Menschenrechte sind Arendt zufolge prinzipiell wertlos, solange es unmöglich ist, diese durchzusetzen. Daher stellt die Verwirklichung von Bürgerrechten die bislang einzig Form dar, dem Einzelnen überhaupt das Recht auf Rechte zu garantieren. Wer nicht über eine entsprechende Staatsbürgerschaft verfügt, ist rechtlos, da kein Souverän für die Durchsetzung zuständig ist. Das heißt, dass Menschenrechte laut Arendt ausschließlich für Bürger von Nationalstaaten gelten können:

»Die einzige Rechtsquelle, die bleibt, wenn die Gesetze der Natur wie die Gebote Gottes nicht mehr gelten sollen, scheint in der Tat die Nation zu sein. […] Der Verlust der nationalen Rechte hat in allen Fällen den Verlust der Rechte nach sich gezogen, die seit dem achtzehnten Jahrhundert zu den Menschenrechten gezählt wurden, und diese haben wie das Beispiel der Juden und des Staates Israel zeigt, bisher nur durch die Etablierung nationaler Rechte wiederhergestellt werden können. Der Begriff der Menschenrechte brach […] in der Tat in dem Augenblick zusammen, wo Menschen sich wirklich nur noch auf sie und auf keine national garantierten Rechte mehr berufen konnten.« (Arendt 1993, 466)

Sentimental-subversiver Selbstverwirklichungsaltruismus

Die mobilgemachte Zivilgesellschaft bekämpft im Rechtspopulismus nichts Geringeres als den Vorschein des Nazismus. Im Gegensatz zur Agenda rechtspopulistischer Parteien zeichnete sich die unstrukturierte Herrschaft des 3. Reiches durch eine tiefe Zersplitterung einheitlicher politischer Gewalt aus. Auch Internierungslager oder Sammelunterkünfte haben trotz der kritikwürdigen Zustände darin so wenig mit deutschen KZs oder Gettos gemeinsam wie die Inexistenz uneingeschränkter globaler Niederlassungsfreiheit mit Rassismus. Die karnevalesken Auswüchse politisierender Kampagnen in der BRD wiederum lassen sich mit Dan Diner als kontraphobisch fassen, d.h. als radikalisierte psychische Reaktionsbildung auf die NS-Vergangenheit. Charakteristisch dafür sei die verallgemeinernde und entgrenzende Vorstellung vom Faschismus, die alle Differenz auslöscht, sowie eine ebenso pauschale Identifikation mit seinem vermeintlichen Gegenteil.
Dass eine fantastische Elitenerzählung wie die von Loick ausgerechnet im Hier und Jetzt boomt, ist kein Zufall. Viele sentimental-subversive Selbstverwirklichungsaltruisten sehen in den Neuankömmlingen nicht nur die neuen Juden. In ihrer Imagination stehen sie auch für eine globale Sozialität, die erstaunlich mit den Anforderungen einer exterritorialen und ubiquitären Arbeitswelt übereinstimmt. Am Ende verheißt Loicks Theorie die Welt in ein Flüchtlingscamp zu verwandeln, worin Arendts Befund von der Aporie der Menschenrechte schimärisch aufgelöst ist. Denn wo Staatenlosigkeit als universalisiertes Heilsversprechen Wirklichkeit ist, wuchert Rechtlosigkeit. Wo Recht eine Frage der Vermittlung diverser Rechtsquellen ist, schrumpft Gerichtsbarkeit im Zweifelsfall zum Gesetz des Dschungels.

Literatur

Hannah Arendt (1955): **Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft**. München: Piper, 1993
Hannah Arendt (1943): **Wir Flüchtlinge.** In: Dies.: Zur Zeit. Politische Essays. Hamburg: Rotbuch, 1999, 7-21
Daniel Loick (2017): **Wir Flüchtlinge: Überlegungen zu einer Bürgerschaft jenseits des Nationalstaats**. In: Leviathan. Berliner Zeitschrift für Sozialwissenschaft 4/2017, 574-591

Marcel Matthies ist als Komparatist an der Universität in Halle tätig. Er verfasst außerdem regelmäßig Rezensionen, lektoriert Texte und sieht davon ab, eine Schreibwerkstatt zu besuchen.

Das finstere Herz des Musikbusiness

Berthold Seliger hat im November in der STWST sein neues Buch »Vom Imperiengeschäft. Wie Großkonzerne die kulturelle Vielfalt zerstören« vorgestellt. *Bianca Ludewig* hat es gelesen und stellt unter anderem fest, dass das Geschäft mit der Authentizität eines zwischen Phrase, Profit und Silicon Valley geworden ist.

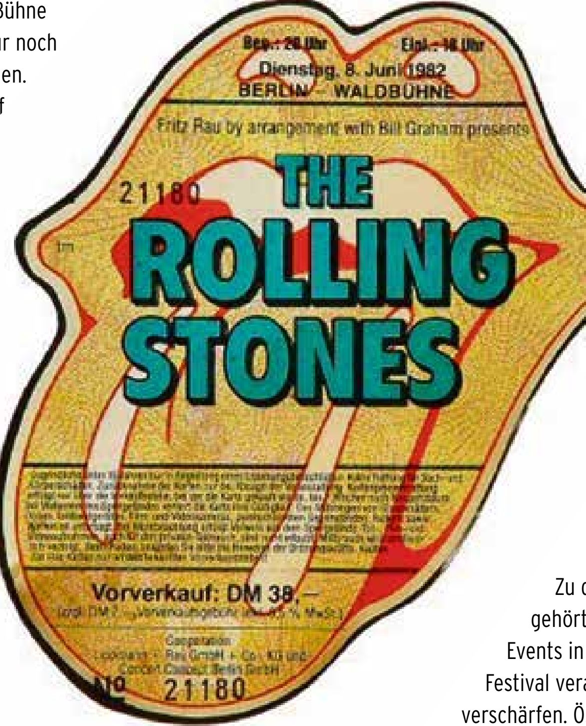
»Das Konzert- und Festivalgeschäft, wie wir es einmal kannten, existiert nicht mehr.«
Berthold Seliger, Vom Imperiengeschäft.

Berthold Seliger, der über drei Jahrzehnte Erfahrungen als Konzertagent und Tourneeveranstalter hat, beschreibt in seinem Buch »Vom Imperiengeschäft« nicht weniger als die Neustrukturierung der Musikmärkte. Folgerichtig kontextualisiert er diese Veränderungen innerhalb größerer urbaner und sonstiger Transformationsprozesse wie Festivalisierung, Gentrifizierung, Kommerzialisierung und Monopolisierung. Ein Überblick: Das erste Kapitel umreißt den Komplex dessen, was Seliger als »Imperiengeschäfte« bezeichnet, Kapitel Zwei gibt einen historischen Rückblick auf die ersten Festivals in den 1960er-Jahren bis zu US-amerikanischen Festivals der Gegenwart wie Coachella oder Burning Man. Das dritte Kapitel thematisiert Immobiliengeschäfte, Kulturorte und den öffentlichen Raum. Im Zentrum des vierten Kapitels, das im Vergleich zu den weiteren lediglich den Umfang eines Unterkapitels hat, stellt er die ökonomische Situation von Musiker*innen und Kulturarbeiter*innen ins Zentrum. Den Abschluss bildet ein kurzer Epilog, der sich bemüht, die Leser*innen, trotz des zuvor Dargelegten, mit Hoffnung zu entlassen. Interessant sind insgesamt die Zahlen und Namen, die Seliger liefert, und mit denen man sich sonst eher weniger beschäftigt. Auch diese sollen hier im Mittelpunkt stehen.

Neoliberale Player und neue Marktstrategien durch Ticketing

Zunächst benennt Seliger die großen Player des internationalen Festival- und Eventgeschäfts. In Deutschland und Europa sind das etwa *CTS Eventim*, sowie in den USA die weltweit agierenden Konzerne *Anschutz Entertainment Group (AEG)*, weiters *Live Nation* und *Ticketmaster Entertainment*, wobei letztere seit 2010 zu *Live Nation Entertainment* fusionierten. *Live Nation* ist der größte Konzertveranstalter der Welt. Die Ticketingfirmen kaufen verstärkt seit den 2000ern Konzertfirmen, Festivals, Kartenportale, Agenturen und Veranstalter – und erzeugen so Wachstum durch Übernahmen. Insgesamt haben sich Ticketing-Konzerne mit der Zeit zu Live-Entertainment-Konzernen entwickelt, die das internationale Konzertgeschäft übernommen haben.
Zuerst zum Ticketing: Ticketing ist kein Veranstaltungsgeschäft, sondern ein Online-Kartenvorverkaufsgeschäft, um das sich offensichtlich zahlreiche Möglichkeiten zur Preisgestaltung auftun. Die Ticketunternehmen tragen dabei keinerlei Risiko, da es sich um ein reines Provisionsgeschäft handelt, bei dem der Veranstalter das Risiko trägt. Zum Umfang und zum Wachstum der Branche: 2005 waren das etwa 3,5 Millionen Tickets und 2018 über 50 Millionen Online-Tickets. Im Gegensatz zu früheren, sozusagen analogen Karten-Vorverkaufsstellen fallen Kosten für Miete, Ausstattung und Personal hier größtenteils weg. Von einer Vorverkaufsgebühr von 10% entstünden lediglich 1 bis 2 Euro Buchungsgebühr und der Rest kann als Gewinn einbehalten werden. Oft werden zusätzliche Gebühren erhoben, beispielsweise: Obwohl man das Ticket selbst ausdruckt und also die Arbeit selber macht, kostet das bei *CTS Eventim* zusätzliche 2,50 Euro. Dies wurde 2018 gerichtlich verboten, jedoch bloß die Höhe, nicht eine Gebühr an sich. Oder es werden die Vorverkaufsgebühren höher angesetzt. So kann es leicht passieren, dass man für ein 80-Euro-Ticket schlussendlich 130 Euro bezahlt, so geschehen bei der *AC/DC*-Tour 2015, wo mehr als 25 % Vorverkaufsgebühren erhoben wurden, Zahlungsgebühr für Kreditkarte oder Lastschrift war 8,72 Euro und Premiumversand 19,90 Euro, Standardversand gab es nicht. Die Verbraucherzentrale mahnte die Bezahlgebühren an, nicht aber den überhöhten Premiumversand und die Vorverkaufsgebühren. Durch eine derartige Praxis erhöhte sich der Umsatz der Branche laut einer Studie, die Seliger zitiert, von 2013 bis 2017 um 39 %.

Während in Großbritannien *Live Nation* mehr als 25 % aller Festivals mit mehr als 5000 Zuschauern kontrolliert, dominieren die *CTS Eventim*-Firmen in Deutschland zwei Drittel der großen Festivals. Zwar ist der Konzertmarkt schon weitgehend abgeschöpft, aber der Ticketingmarkt unter den neuen Gegebenheiten noch nicht: 2017 erwirtschaftete *CTS* 25,5 Millionen Gewinn mit Events und 178,6 Millionen Gewinn mit Ticket-Verkauf. Neue Gewinn-Potenziale ergeben sich aber vor allem durch die Verknüpfung von beidem – also der Verknüpfung von Event und Ticketing. Denn als Marktführer kann man neue Ticketing-Modelle entwerfen, wie beispielsweise das *Dynamic Pricing*, das bereits von Hotels und Fluglinien bekannt ist. *Live Nation* und *Ticketmaster* erwarten durch die Einführung des *Dynamic Pricing* Gewinn-Zuwächse in Höhe von 500 Millionen Dollar. Weitere Strategien sind das *High Pricing* und das *Slow Ticketing*, durch das besonders hohe Verkaufspreise erzielt und durch das so genannte Secondary Platforms ausgeschaltet werden können (wie der digitale Ticket-Schwarzmarkt). So geschehen bei der *Jay-Z*- und *Beyoncé*-Tour 2018, wo Ticketpreise bis zu 889 Euro (VIP Package) zuzüglich Gebühren verlangt wurden. Wer nicht zur oberen Mittelschicht gehört und in den letzten Jahren Konzertbesuche von großen Namen anvisierte oder durchführte oder sich auch nur über Preise erkundigt hat, weiß ohnehin, was Seliger konkret formuliert, nämlich, dass der Konzertmarkt längst segregiert ist, und er »richtet sich vornehmlich an Besserverdienende und Reiche, in den USA wie in Europa.« Dies verdeutlicht Seliger auch an einem Vergleich eines *Rolling Stones*-Konzertbesuchs Anfang der 1980er Jahre und 2018 – Konzerte, die er selber besucht hatte. 1982 kosteten die Karten 38 D-Mark plus 2 DM Vorverkaufsgebühr Einheitspreis, 2018 kosteten die billigsten Tickets 98 Euro und die teuersten 799 Euro plus Gebühren. In Deutschland war die *CTS-Eventim*-Tochter *FKP Scorpio* zuständig. So sei die Gleichheit der Fans mittlerweile aufgehoben, die auch elementarer Teil des Konzerterlebnisses gewesen sei: Während Seliger 1982 noch vor der Bühne stehen konnte, können das heute nur noch jene, die dafür auch viel Geld bezahlen. Seliger verweist wiederholt auch auf die großen Einkommensunterschiede, auf die steigenden Mieten und darauf, dass Haushalte, die mehr als ein Drittel für Miete ausgeben, unter existenziellen Druck geraten. Dass die Menschen, die dies zunehmend betrifft, sich keine Konzerttickets für 100 Euro leisten können, zumindest nicht sehr oft, liegt auf der Hand.



Das war mal.

Bild: Creative Commons

Im Konzertgeschäft generieren 5 % der Performer*innen 85 % des Umsatzes. Die restlichen 95 % der Musiker*innen müssen sich mit den verbleibenden 15 % begnügen, daher werden Konzerte zu Verlustgeschäften, auch wenn die Musiker*innen nur für Unterbringung und Fahrkosten auftreten. Seliger zitiert den bekannten Veranstalter Karsten Jahnke, der erklärt, dass es bei örtlichen Konzertveranstaltungen nicht mehr darum ginge, ob man Verlust mache, sondern wieviel.

Und eine Anekdote vom anderen Rand: Es verwundert nicht, dass *CTS Eventim* auf Kartellgesetze pfeift, dass der Konzern dafür aber auch noch belohnt wird, schockiert dann doch. So bekam *CTS Eventim* im Zusammenschluss mit einem österreichischen Mautsystem-Anbieter den Zuschlag für einen Milliardenauftrag der deutschen Bundesregierung. Es ging um Bundesverkehrsminister Scheuers Prestigeprojekt Pkw-Maut auf deutschen Autobahnen. Der EuGH hat das Vorhaben im Juni 2019 als diskriminierend gekippt. Für den Fall des Nicht-Zustandekommens der Maut wurden mit *Kapsch-Trafficcom* & *CTS-Eventim* vertraglich allerdings Schutzbestimmungen vereinbart, sodass sie Entschädigungen bekommen, falls die Maut nicht zustande kommt. Es handelte sich um 300 Millionen.

Degradiert zur Datenschleuder

Laut Seliger sei das Bedürfnis, das eigene Leben mittels Konsumgüter zu kuratieren, der Fluch unserer Tage. Denn die Kulturindustrie arbeitet Hand in Hand mit der Technologiebranche und der Bewusstseinsindustrie, diese provozieren das Erstellen immer intimerer Daten und Informationen. »Big Data« ist ein wesentlicher Teil des Imperiengeschäfts. In Deutschland zählt *CTS Eventim* neben *Amazon* und *Otto* zu den größten E-Commerce-Unternehmen. Und die Ticketingunternehmen sind emsige Sammler von Kunden- und Käuferdaten. Dank digitaler Benutzerfreundlichkeit kann man sich nun zwar den Gang zur Vorverkaufsstelle sparen, aber hinterlässt Informationen, die Profitpotenziale erzeugen und »strecken«. Denn über Apps und Tracker entstehen Nutzerprofile, die an Werbefirmen verkauft werden. So heißt es im *CTS Eventim*-Geschäftsbericht, dass das Ticketing unter Anwendung modernster Datenverarbeitung und Übertragungstechniken ablaufe – »aus diesen Daten entwickeln wir Geschäft. Dies gelingt uns immer besser«. Die hauseigene »Datenbasis« sei besonders wertvoll, heißt es 2019 in einem Brief an die Aktionäre.

Seliger zitiert Constanze Kurz vom *Chaos Computer Club*, die erklärt, dass nahezu alle Firmen, die im Internet aktiv sind, Menschprofile erstellen, bei denen es um zielgerichtete Ansprache und die Manipulation von Nutzer*innen gehe. Daher gibt es auch immer mehr Veranstaltungen, Orte und Festivals, bei denen Near-Field-Communication-Chips über Armbändchen Cashless Payments ermöglichen. Dies bietet eigentlich keine Vorteile für die Konsument*innen, aber die Chips senden permanent Daten an die Festivalveranstalter, die sich wieder mit anderen Informationen verbinden und verkaufen lassen. »Die Fans wandern als Datenschleudern über das Festival«, so Seliger. Da alle bereitwillig im Namen der Nutzerfreundlichkeit ihre Daten hergeben, bestehe kein Druck für die Unternehmen, »im Überwachungskapitalismus« nach Erlaubnis zu fragen. Der Mensch werde zur Informations- und Datenquelle degradiert. Laut Seliger weiß niemand so genau, was die Ticketing-Firmen und Großkonzerne auf ihren Großrechnern so treiben. So seien die eigentlichen Kunden nicht die Ticketkäufer, sondern die Datenkäufer. Eine Wahl habe man faktisch nicht, da ein Nichtzustimmen die Nutzung der Serviceseiten unmöglich mache. Seliger fordert daher Datenschutzgesetze und eine umfassende Besteuerung der Profite, die solcherart durch Daten erwirtschaftet wurden.

Festivalisierung als Anlage- und Beteiligungsgeschäft

Zu den aktuellen Entwicklungen am Festivalmarkt gehört auch, dass Brands nicht mehr nur als Sponsor auf Events in Erscheinung treten, sondern gleich selber das Festival veranstalten. Und so weiter die Konkurrenz am Markt verschärfen. Österreichs bekanntester Großakteur im Eventbereich, *Red Bull*, ist hier selbstredend auch Thema. Seliger stellt fest: »Alle, alle kommen und wollen dabei sein, wenn der Red-Bull-Konzern ruft. Man nimmt gerne die Kohle und tut so, als ob es um ‚Musikförderung' gehe«. Stichwort Musikförderung: Auch progressive staatliche Einrichtungen, die diesen Trends entgegenwirken sollten, wie das Berliner Musikboard begnügen sich nicht damit, zu fördern, sondern richten selber ein Festival als Prestigeveranstaltung aus, wie es inzwischen viele Städte tun. Dies sei eigentlich unnötig und kostspielig und schafft dort zusätzliche Konkurrenz, wo gefährdete Strukturen erhalten werden sollten. Unter diesen Vorzeichen degeneriert man zum »Staatspop«. Dabei sollte Popkultur für Seliger eher ein widerspenstiges Rhizom sein. Stattdessen findet Seliger auch hier vor allem eins: »neoliberales Gequatsche«. Dass auch der Staat mittlerweile Festivals organisiert, kann getrost als Zeichen einer weiter voranschreitenden Festivalisierung gedeutet werden. Aber um auf Big Business zurückzukommen: Der Musiksektor liegt bei Investoren im Trend. Auf der Suche nach profitablen Anlagegeschäften für Reiche sind Festivals und Konzertfirmen in den Blick der Investoren geraten. *Private Equity* heißt das Zauberwort im sogenannten Anlagenmanagement der Beteiligungsbranche. *Private Equity*-Unternehmen und Investmentfonds locken die Inhaber und Manager kleiner und mittelgroßer Events mit verführerischen Investmentgeldern für Beteiligungen. So gehören inzwischen Aktienanteile und Mehrheiten bekannter Festivals wie *Sziget, Sonar, Lollapalooza, Melt* oder *Splash Private Equity*-Gesellschaften. Die Aktionäre sind Unternehmen, die Risikoanlagen und Hedgefonds anbieten. Beispielsweise die *Goodlive AG*, die Beteiligungen an »Live Events im Erlebnisbereich« verkauft. Dabei bündeln sie laut Homepage Konzeption, Marketing, Sponsoring, Services sowie Produktion und verschaffen Marken zu einem »starken Auftritt« – indem sie sich »direkt in die Herzen der Konsumenten spielen«. Profit und Phrase scheinen zusammengehören, wie Seliger in Referenz auf Karl Kraus feststellt.

Musik, Entertainment und Freizeit gehören nach wie vor zu boomenden Branchen für Investoren, ebenso wie demographischer Wandel, Luxus oder Outsourcing wesentliche Themen bleiben. Seliger hebt in mehreren Kapiteln hervor, dass das Konzertgeschäft zudem noch immer männlich geprägt ist, sei es auf Künstlerseite oder bei den Führungspositionen. Und die Kohle ist vor allem bei einem Mann zuhause: Der CEO von *Live Nation,*

Michael Rapino, hat ein Jahreseinkommen von über 70 Millionen Dollar, weiß Seliger. Er hat auch recherchiert, wer die Aktionäre von *Live Nation* sind und wer mit wem Geschäfte macht, man liest ein Who-Is-Who der Superreichen und Großkonzerne, die weitere Geschäfte betreiben, von denen man lieber nichts wüsste.

Eine Geschichte, ad Immobilien: Die oben bereits erwähnte *Anschutz Entertainment Group (AEG)* ist weltgrößter Besitzer von Spielstätten, Sportteams und Events, aber nach *Live Nation* auch zweitgrößter Konzertveranstalter und Betreiber von über 40 Festivals. Für viele Berliner*innen ein persönlicher Stein des Anstoßes. In einem Bürgerentscheid wurde gegen die Bebauungspläne rund um die *East Side Gallery* (Projekt Mediaspree) gestimmt. Durchgesetzt wurden sie dennoch, nur in einer wenig abgemilderten Form. Die *AEG* hat dort die *Mercedes Benz Arena* gebaut und sogar erhebliche Sonderprivilegien bekommen, so den Abriss der denkmalgeschützten Mauer gegenüber der Arena. Sie kreiert gerade einen ganzen dystopischen Stadtteil rund um ihre Mehrzweckhalle. Details zur Immobilienbranche hinter der Entertainment Group: Die *Facilities Branch* von AEG hat kürzlich mit einem der größten Immobilienverwaltungskonzerne *SMG* fusioniert und dadurch eine marktbeherrschende Stellung eingenommen. Diverse Sonderrechte ermöglichten *Anschutz* die Gestaltung eines privaten und überwachten Raums zum Nachteil der eigentlichen Bewohner*innen.

Für Seliger existiert das Konzert- und Festivalgeschäft, wie wir es einmal kannten, nicht mehr. Dass die Festivalbranche für Investoren boomt, während man sonst allerorts in der Kultur- und Festivalbranche mit prekären Lebens- und Arbeitssituationen konfrontiert ist, scheint verwirrend, hängt aber zusammen. Die Konzerne sind selbst nicht kreativ, sie betreiben lediglich die Vermarktung und Wertschöpfung. Vielfalt spielt hier nur zum Zweck der Imagepflege und Datenanalyse eine Rolle. Durch die Fusionen vergrößert sich der Einflussbereich der Konzerne – und um auf das Ticketing zurückzukommen, von dem eingangs die Rede war: *Live Nation* stand wiederholt in Verdacht, Spielstätten und Veranstalter unter Druck gesetzt zu haben – dahingehend, dass sie ihre Tickets via *Ticketmaster* verkaufen müssen. Je mehr Veranstalter sich an das System binden, umso mehr bedenkliche Abhängigkeiten entstehen durch Netzwerkeffekte. Daher müssten laut Seliger die Konzert- und Ticketingkonzerne zerschlagen werden – sie müssten vertikal und horizontal entflochten werden.

Festivaltrends der Gegenwart und Zukunft

Im Anschluss versucht Seliger die Festival-Modelle der Zukunft zu skizzieren – ob diese Zukunft positiv oder negativ zu bewerten ist, sei der Leser*innenschaft überlassen. Diese Zukunft sieht Seliger jedenfalls in kalifornischen Festivals wie *Coachella* oder dem *Burning Man* in Nevada. Hier sind die Fans die Stars, die sich selber feiern, als Teil eines übergeordneten, größeren Ganzen. Dazu gehört der vermittelte Eindruck, die Besucher*innen könnten das Festival mitgestalten: »Let's go create a festival and a culture that is safe, inclusive and fun for all«, tönt das Coachella Festival, das seit 1999 im kalifornischen Coachella Valley stattfindet. Charakteristisch ist, dass die Gäste Hippieklamotten tragen und dass Brands mittels Celebrities und Influencer*innen eine tragende Präsenz am Festival haben. Diese veranstalten kleinere Events und Festivals im Festival, verteilen Proben, finanzieren im Vorfeld das Styling der Influencer*innen, die es auf Youtube und Instagram verbreiten. »Marketing regiert das Festival«, meint Seliger. Und das, obwohl das Lineup anspruchsvoll ist und nicht nur auf große Namen setzt, und obendrein nach Gendermaßstäben und Genres divers aufgestellt ist. Im Bereich Comfort und Essen ist *Coachella* ein Trendsetter, und Top-Restaurants werden nun auch andernorts für die Verpflegung engagiert. Die Zielgruppe von *Coachella* sind wohlhabende Menschen aus der Mittel- und Oberschicht, die Wert auf eine ausgewählte Selektion von Musik, Essen und Kunst legen. Hierüber finde ein Distinktionsprozess im Sinne Bourdieus statt, der auf eine Steigerung kulturellen Kapitals abzielt. Background hinsichtlich der erwähnten Konzerne: Nach finanziellen Schwierigkeiten in der Anfangsphase wurde *Coachella* 2001 an die *AEG* verkauft und verhalf dem bis dahin noch ungewöhnlichen Festivalbooking langfristig zum Erfolg. Background hinsichtlich ideologischer Ausrichtung: Philip Anschutz, der Chef der *AEG*, der Trumps Wahlkampf förderte, ist ähnlich wie der Red Bull-Chef Dietrich Mateschitz für das Fördern von konservativen Initiativen bekannt, die gegen Abtreibung, Homosexuelle oder Ausländer mobilmachen. Wie solche Gegensätze zusammengehen, liegt für Seliger in der Silicon-Valley-Ideologie begründet, einer Art Hippie-Kapitalismus, der in den USA für neue Festivalstandards gesorgt hat – die wiederum auch europäische Festivals zunehmend beeinflussen.

Seligers zweites prominentes Beispiel für einen neuen Festivaltrend, der vollkommen auf Selbstinszenierung setze, wenngleich mit anderen Mitteln, ist das *Burning Man*-Festival. Nach Anfängen an einem Strand bei San Francisco entsteht bekanntermaßen seit 1990 in der Wüste von Nevada jährlich eine eigene Stadt für einen Festivalzeitraum von acht Tagen. Am sechsten Tag wird eine riesige Holz-Statue abgebrannt, woher das Festival seinen Namen hat. *Burning Man* duldet keine Zuschauer, sondern setzt auf kreative Eigeninitiative und will ein Festival für Träumer*innen und Macher*innen sein. Auf dem Festivalgelände beruht alles auf einer Ökonomie des Schenkens, nur Kaffee und Eiswürfel kann man kaufen. Die Tickets sind begehrt und werden verlost. Aber schon länger hört man Geschichten, dass Personen mit viel Geld und aus der ganzen Welt die ursprünglichen Regeln außer Kraft setzen. Das Gebot »No Spectators«, welches dafür sorgen soll, dass alle an der Infrastruktur mitarbeiten, gilt nicht für Personen mit ausreichenden finanziellen Mitteln, denn diese beschäftigen dafür Personal. So entstünden in abgeschotteten Arealen für Privilegierte zugängliche Camps. Auch, und davon abgesehen, sei *Burning Man* ein Festival für »Weiße«, denn gerade mal 1% der Besucher*Innen seien People of Color.

Seliger meint, dass es kein Zufall wäre, dass *Burning Man* ein Pflichttermin für die schwerreichen Silicon Valley-Unternehmer*innen der Hightech-Branche sei. So sei das *Burning Man* für die Akteur*innen des digitalen Kapitalismus eine Mischung aus »Kindergeburtstag, Familienaufstellung und Erweckungsgottesdienst« – und ein Netzwerktreffen. Und so kann das Bekenntnis, ein »Burner« zu sein, sogar ein entscheidendes Kriterium für eine erfolgreiche Bewerbung in Silicon Valley werden. Hier werde eine neoliberale Freiheit vorgelebt, denn »radical self-expression« ist einer der Grundätze des *Burning Man*, was für Seliger das Gegenteil einer egalitären Gesellschaft vermittelt. Das Führungspersonal der großen Konzerne lobt Festivals wie *Burning Man* als »freie Experimentierzone«, jenseits von gesellschaftlichen Verpflichtungen und Kontrolle. Und die Ergebnisse dieser Experimente können dann gleich von kapitalstarken Firmen für den Markt umgesetzt werden.

Downsizing statt Depression

Immer wieder macht Seliger in kursiv gesetzten Abschnitten Handlungsvorschläge, welche Maßnahmen politisch ergriffen werden müssten, um die Situation zum Wohle aller – das sind die Fans und Konsument*innen, aber auch die kleinen und mittelgroßen Bühnen, Agenturen und Veranstalter*innen – zu verändern. Schnelles Handeln sei geboten: »Denn mit jedem Tag, am dem wir der Konzentration im Konzertgeschäft weiter tatenlos zusehen, wird die Macht der Monopolisten größer«. Leider stehen Seligers Handlungsideen oftmals im Widerspruch zu den von ihm zusammengetragenen Fakten, was die vorhandenen Abhängigkeiten im Feld betrifft. Und was genau zu tun ist, bleibt trotzdem sehr vage auf individueller Ebene und lässt einen eher hilflos zurück. Ein Bewusstseinswandel, dass es statt dem Besuch von Stadionkonzerten vielmehr zum guten Ton gehört, auf kleinere unabhängige Events zu gehen, wäre ein Anfang. Auf der Hand liegt natürlich, einfach keine Tickets mehr bei *CTS Eventim* oder *Ticketmaster* zu kaufen, also Events dieser Firmen zu boykottieren. Das wäre in Österreich dann auch *Ö-Ticket*, das zu *CTS Eventim* gehört. In Österreich gibt es im Übrigen nur noch eine größere, unabhängige Ticketplattform, nämlich *NTRY Ticketing*. Als Veranstalter*in kann man bei *NTRY Tickets* für seinen eigenen Event erstellen – und direkt auf der eigenen Webseite verkaufen. Solche Initiativen sollte man unterstützen, damit es sie auch weiterhin gibt. Lokal tut sich allerdings dann doch auch noch etwas, denn in Oberösterreich gibt es seit einiger Zeit die neue Plattform *Kupf-Ticket*, oder Häuser wie die Stadtwerkstatt, die ihren Online-Ticketverkauf selbst in die Hand genommen haben. So ist jetzt genau die richtige Zeit und Weihnachten eine Gelegenheit, um »smarte Tickets« unabhängiger Veranstalter zu verschenken.

Durch die Hedgefonds, Beteiligungen, Subunternehmen, Kooperationen und ganz allgemein durch beschönigende Darstellungen und Verschleierungen ist es aber schwierig geworden, Zugehörigkeiten zu durchschauen. Übernahmen geschehen laut Seliger schneller, als man sie verfolgen könnte. Um besser im Bilde zu sein, hat Seliger auch Aktien einiger Unternehmen erstanden – so bekomme man Einsicht in Zahlen und Geschäftsentwicklungen. Vielleicht wäre hier ein weiterer Ansatzpunkt? Auch müsste man sich eben besser organisieren, meint Seliger. So wie in England, wo die Vereinigung der Musiker*innen so viele Mitglieder habe, dass sie auch Druck auf die Politik ausüben können. Das fehle in Deutschland oder Österreich. So bleibt am Ende der eher verzweifelte Aufruf: »Bildet Banden!«. Der Ton von Buch und Präsentationstour erinnert an eine Mobilisierungskampagne. Aber wer macht hier den mühsamen Anfang?

Seligers »Imperiengeschäft« hat insgesamt einige Längen, Redundanzen, wortwörtliche Wiederholungen und Tippfehler, aber es zeigt dadurch auch, dass solche Bücher ebenso unter prekären Bedingungen produziert werden. Seligers literarische oder kulturwissenschaftlich-historischen Exkurse hätte ich nicht gebraucht.[1] Es reicht vollkommen, dass er über das Musik- und Festivalbusiness schreibt, wie jemand, der eben hier sozialisiert wurde und seine Expertise durch praktische Erfahrungen erworben hat. Im Epilog will Seliger deutlich machen, dass Musik und Kultur Grundbedürfnisse des Menschen sind und von daher auch ein Grundrecht. Und Seligers Buch kann als Anregung verstanden werden, um Kultur und Musik in Richtung Commons weiterzudenken.

Berthold Seliger: **Vom Imperiengeschäft. Konzerte – Festivals – Soziales. Wie Großkonzerne die kulturelle Vielfalt zerstören**. Edition TIAMAT, 2019. Berlin, 343 Seiten, 20 Euro.

---

[1] Anmerkung der Redaktion: Mindestens zwei Personen der Redaktion, bzw. des Hauses STWST, die das Buch auch gelesen haben, brauchen Seligers literarische und kulturwissenschaftlich-historischen Exkurse unbedingt.

Bianca Ludewig ist Kulturwissenschaftlerin und Popmusikforscherin. Derzeit forscht sie zu Festivals an der Schnittstelle von Musik und Neuen Medien. Sie lebt in Berlin und Wien.

Sandloch

Bei STWST48 wurde im September ein konkaves Sandloch vor der STWST angeschüttet. Dieses funktionierte letztendlich als Antenne, die die Wasserstoffstrahlung des Weltalls bündelte. Ausgehend von einer Sicht auf die Medienkunst erklärt *Franz Xaver* die Hintergründe, warum eine Antenne zur Kunst werden kann: FX gegen den Hausverstand, und über Leben als Wirt für Information.

Persönliche Geschichte der Medienkunst

Um den Begriff der Medienkunst im Kontext der bildenden Kunst zu verstehen, müssen wir einige Jahrzehnte zurückgehen, in eine Zeit, als die Medientechnologie für KünstlerInnen erschwinglich wurde und als neues Arbeitsmaterial genutzt werden konnte. Der Eingriff in die Technologie bot die Möglichkeit, Echtzeitprozesse in künstlerische Arbeiten miteinzubeziehen. Dynamische Prozesse waren in der STWST von Beginn an ein wichtiges Thema, man wollte am Puls der Zeit leben und arbeiten. Und so war es die Medienkunst der 80er-Jahre, die diese Voraussetzungen mitbrachte und der die Arbeiten der STWST zugeordnet werden können. Die STWST war damit Avantgarde und brachte neue Positionen. Mit dem Computer kam aber auch eine digitale Technologie, mit der es möglich wurde, Information zu speichern. Später, mit den ersten »Internetbrowsern« des World Wide Web, konnte diese gezielter als je zuvor abgerufen werden.

In der Medienkunst der 80er-Jahre waren die meisten Medien noch analog, man konnte Information nur aus Büchern oder über die staatlichen, elektronischen Medien beziehen. Alternative Informationskanäle waren kaum vorhanden. Mit den digitalen Medien kam es aber zu einem größeren, technopolitischen Wandel - von den Push-Medien der Analogtechnologie zu den Pull-Medien der Digitaltechnologie. Eine Situation, die wegen ihres politischen und gesellschaftlichen Impacts, etwa hinsichtlich des Aufbrechens der staatlichen Monopole schon Jahre zuvor von der STWST mit den STWST-TV-Projekten gelebt und gefordert wurde.

Diese »Neuen Medien« wurden schnell unverzichtbar für NutzerInnen und KünstlerInnen. Ich trenne bewusst BenutzerInnen von KünstlerInnen, denn die KünstlerInnen, die Medien aktiv in ihre Arbeiten einbeziehen wollen, sollten immer hinterfragen, was und warum sie etwas machen. Kenntnis von der Technologie ist eines der wichtigsten Kriterien, um die Möglichkeiten der Medien zu kennen und sie dann auch politisch richtig einsetzen zu können. Diese Materialkenntnis sollte grundsätzlich bei allen KünstlerInnen vorhanden sein, vor allem, wenn sie damit im experimentellen Bereich arbeiten wollen.

Warum MedienkünstlerInnen und das Arbeitsmaterial »Technologie« aus der Kunst verschwand

Als das Internet Mitte der 90er in der Gesellschaft aufschlug, spürte man sofort, dass damit ein neues Zeitalter beginnt. Die Medienkunst wurde zu Recht von der Netzkunst abgelöst, um sich nicht mehr mit den alten analogen Technologien beschäftigen zu müssen – dieses neue Genre wurde über Nacht zu einem Shootingstar. In der STWST wurden in dieser Zeit *Radio FRO* und *servus.at* als eigene Medienvereine gegründet. Das Netzkunstgenre verblühte aber schon nach einem Jahrzehnt. In einem nicht aufzuhaltenden Prozess wurde die Netzkunst von einer sich rasch entwickelnden Technologie, einer fehlenden intellektuellen Position, die aus einem nicht vorhandenen historischen Betrachtungswinkel resultierte, und der »New Economy« immer weiter in einen Abgrund gezogen. Und weil sich jedes Genre im Internet medial präsentiert wollte, war die Medienkunst als eigenes Genre überflüssig. Durch ihre Existenz vor dem Internet war sie jedoch unantastbar. Mit der Informationstechnologie des Internets fielen nun alle Kunstrichtungen in den Bereich der Medienkunst. Für mich ist Medienkunst deshalb nur mehr in historischen Belangen relevant.

Medienkunst wurde Deckmantel für »Alles und Nichts«. Über die Jahre merkte man, dass auch die Positionen in Ausstellungen immer konservativer wurden und die Universitäten sich auf gesicherte Positionen zurückzogen.

Das Publikum wäre ja eigentlich an Neuem interessiert, beschäftigt sich auch gerne mit Neuem, sucht sogar danach. Es fehlt aber meist das Wissen um die Zusammenhänge und letztendlich kann die Kunst rund um die digitalen Medien nur mehr über Sinneseindrücke und mit dem Hausverstand konsumiert werden.

Es ist wie mit dem schwarzen Quadrat von Kasimir Malewitsch, für manche ist es ein Meilenstein in der Entwicklung der Kunst, für andere, die es mit dem Hausverstand sehen, ist es ein schwarzer Farbfleck, den eigentlich jeder malen kann.

Dabei wäre gerade das Wissen um die Hintergründe der Entwicklung in den Medien wichtig. Dieses Wissen würde den Nutzer vom Künstler differenzieren und damit eine neue intellektuelle Position im Informationszeitalter schaffen. Die Informationstechnologien sind sehr komplex geworden, jeder Vorsprung bedeutet mehr Daten für global agierende Firmen. Jede Art von Information wird zur ultimativen Macht in der Kapitalgesellschaft. Es fehlen kritische Positionen über die man vielleicht Ethikkommissionen einsetzen könnte, die eine Entwicklung der Informationstechnologie überwacht. Der Schutz des Individuums und die Diskriminierung »anders handelnder Personen« muss jedenfalls vermieden werden.

In der Internettechnologie ist im Moment alles erlaubt und die zunehmende Komplexität der Entwicklungen trieb die meisten intellektuell denkenden Personen in eine passive Abhängigkeit. Ein kleiner Kreis rund um die Hacker-Community hat zwar länger durchgehalten, aber diese wollen keine Positionierung in einem soziokulturellen Umfeld.

Das Infolab der STWST versucht, kritische Positionen in der Informationsgesellschaft zu fördern.

Information wird zur ultimativen Macht, aber niemand weiß, was Information wirklich ist. Darüber macht sich das Infolab der STWST Gedanken, die Technologie bildet dabei nur die Basis. Das Thema ist eigentlich die Information selbst. Information trifft immer ins Innerste jedes Individuums, dorthin, wo sich auch die Emotionen der Menschen befinden. Dort ist aber bereits Information in den Genen vorhanden. Vorsicht, es gibt nun zwei Arten von Information: Eine rationale Information, resultierend aus den neuen Technologien, trifft auf eine emotionale Information der Evolutionsgeschichte. Nehmen wir Angst und Vorsicht als Beispiel, diese stehen manchmal nicht im Einklang mit der rationalen Information unserer Maschinen. Durch unsere Tendenz zur »Herde« werden wir dazu verleitet, diese externe, »rationale« Information als Wahrheit zu sehen, weil diese in allgemeinen Übereinkünften bestätigt ist.
Über diese Angst und Vorsicht vernimmt man auch vermehrt Warnungen einer Machtkonzentration des Kapitals in der Informationsgesellschaft, in der es um eine globale Datenanalyse einer emotional handelnden Schafherde geht. Big Data als emotionaler Angstfaktor, der inzwischen bei den NutzerInnen angekommen ist. Unangenehmen Gefühle, die aber gegen die scheinbar rationale Information der »Herde« nicht ausreichen.

Das Informationszeitalter entstand vielleicht auch in einem Generalplan der Evolution und des Universums, denn Leben ist Information. Es stellt sich an dieser Stelle auch wieder die Frage: Ist die Evolution Triebfeder der Informationsentwicklung oder ist die Information die Ursache der Evolution? Das Leben auf diesem Planeten wäre in diesem Fall nur Wirt für eine Information, und würde demnach eine untergeordnete Rolle bei der Entwicklung des Universums spielen.

Das Sandloch – oder warum uns die Informationstechnologie vom Leben entkoppelt.

Widmen wir uns einer möglichen Position der Kunst im Informationszeitalter. Mit historischen Argumenten der bildenden Medienkunst bauen wir Skulpturen im medienhistorischen Bereich, um der Informationsgesellschaft etwas entgegenstellen zu können. Wir entwickeln künstlerische Positionen nicht im Sinn der rationalen Information, nicht aus einer nutzbringenden Wertschöpfung, sondern es geht etwa auch um die akausale Information unserer Traumwelten. Aus diesem Grund baute das Infolab der STWST bei der diesjährigen STWST-Showcase-Extravaganza STWST48 einen parabolischen Reflektor in Form eines Sandlochs, mit dem Information aus dem Weltraum empfangen werden konnte – Information, die vor der Evolution auf der Erde vorhanden war. Wir müssen dazu vorerst die Entwicklung des Universums in eine extraterrestrische, weltraumphysikalische und eine terrestrische, biologische Evolution teilen. Erstere beginnt beim Urknall und setzt sich fort als Universum, das eine organische Evolution auf der Erde ermöglichte.

Die biologische Evolution wurde möglich, weil Moleküle begannen Information zu speichern. In diesem Umfeld der selbstorganisierenden Systeme konnte sich die Information bis in die Gegenwart entwickeln.
In unserem Sandloch befindet sich nun eine Antenne – bzw ist das Sandloch eigentlich eine Antenne. Dort entsteht eine Schwingung, die mit der welt-





12 Meter Durchmesser

raumphysikalischen Evolution verbunden ist. Es handelt es sich um eine Schwingung, die noch vor dem Leben, wie wir es kennen, entstanden ist. Für die Skulptur »Sandloch« brauchen wir im Kunstkontext keine elektrische Technologie der biologischen Evolution. Man kann zwar mit Elektrizität diese Schwingung hörbar machen, dies ist aber nicht unbedingt notwendig, denn das Sandloch wird über seine Form zur Antenne – und in einer Antenne wird eine Form zu Schwingung bzw. Schwingung zur Form. Eine statische Form wird zur Schwingung, beide sind über ihre Wellenlänge und die Lichtgeschwindigkeit untrennbar verbunden. In unserem Fall haben wir das Sandloch mit dem Erreger im Brennpunkt auf die Wellenlänge des Wasserstoffs eingestellt. Die Skulptur schwingt dadurch direkt mit dem Wasserstoff des Universums. Und die Größe des Sandlochs steht in direktem Zusammenhang mit der Reichweite. Ein Durchmesser von zwölf Metern reicht einige Millionen Lichtjahre in das Universum, bzw in die Vergangenheit. Unter anderem erreichten wir auch den Stern V538 im Sternbild des Fuhrmanns. Er sendete seine Strahlung vor 40 Jahren aus, zu jenem Zeitpunkt, als die STWST gegründet wurde.

Wird diese Schwingung elektrisch verstärkt, passt dieses Signal der »physikalischen Information« gut zur »digitalen Physik«, die wir als Arbeitsthema in den vergangen STWST48-Formaten aufgegriffen hatten. Es wird über beide Betrachtungsweisen immer mehr zur Gewissheit, dass die »organische Evolution« nur Träger der Information ist, um ein reineres »digitales Format« zu entwickeln, damit die Zukunft nicht mehr von der Natur abhängig ist.

Es gab aber noch weitere Gründe ein Sandloch zu graben

Neben der Erforschung der Information und der Medien war ein weiterer Grund, diese Skulptur umzusetzen, ein Traum oder ein sehr alter Gedanke rund um das »Nichts« - das negative Etwas. Bei der Schaffung des Nichts ist vor allem die Grenze zum Etwas eine Herausforderung und ist sicher eine gesonderte Überlegung wert. In diesem »Traum« gruben KünstlerInnen schweigend ein Loch in der Erde. Diese Arbeit wurde ohne Maschinen umgesetzt. Mit Schubkarre und Schaufel brachten sie spiralförmig das »Etwas« nach »Außen« und schufen damit das »Nichts« im Inneren. Die KünstlerInnen hatten bei dieser Arbeit Zeit, neue Gedanken zu entwickeln. Ein konkaves Loch bietet eine Lösung in der Realwelt, denn nur bei einem parabolförmigen Loch muss das Erdreich nie abgestützt werden, es kann für alle Zeiten weitergraben werden. Ich hoffe, dieses Projekt wird irgendwann umgesetzt und ersuche interessierte KünstlerInnen und SchottergrubenbesitzerInnen mich zu diesbezüglich zu kontaktieren.

Und der letzte, ausschlaggebende Grund war Tanja Brandmayr. Sie hatte bei den Überlegungen zu STWST48x5 eigentlich die Idee, ein Loch zu graben. Sie grub während dem Festival ihr Loch im Keller des Hauses Kirchengasse 4.

Franz Xaver ist Mitarbeiter der STWST.

Die erwähnten Projekte sind im September 2019 im Rahmen von STWST48x5 gelaufen: *stwst48x5.stwst.at*

Hinweis Medienkunst: Eine bereits vor längerer Zeit erschienene und dennoch zeitlose Geschichte der Kunst und Medienkunst von Armin Medosch ist in einer 6-teiligen Reihe in den Nummer 106 – 111 der Versorgerin erschienen. *versorgerin.stwst.at*

Mit dem Aktivpass die Angebote der Volkshochschule Linz zum halben Preis nutzen!

„Die Linzer Volkshochschule bietet ein umfangreiches Programm.

Beginnend von Grund- und Weiterbildungsangeboten über Kurse zur Gesundheit bis hin zu außergewöhnlichen Vorträgen und Referaten findet sich für jeden Geschmack etwas.

Mit dem Aktivpass erhalten Sie auf alle Kurse und Veranstaltungen eine 50 %-ige Ermäßigung.

Das umfassende VHS-Angebot ist eine Einladung an alle Linzerinnen und Linzer, die vielseitige Welt des Wissens kennenzulernen und neue Erfahrungen zu machen.“



Mag.ª Eva Schobesberger
Bildungsstadträtin



Volkshochschule Linz





Speculative Interfaces

Calm Technologies und das Impakt Festival 2019 – *Ushi Reiter* hat das Festival in Utrecht besucht.

Vom 30. Oktober bis zum 3. November fand das Impakt Festival in der holländischen Stadt Utrecht statt, und ich habe es besucht. Nebenbei bemerkt, habe ich mich nach längerem hin und her für einen Flug mit der Austrian Airlines entschieden, was mich unmittelbar zu dem Gedanken geführt hat, dass das fröhliche Festival-Hopping mit dem Flugzeug für eine derartige Distanz nicht vertretbar ist. Das ist keine neue Erkenntnis, die seit Greta Thunberg Fakt ist, aber sie hat wohl gut dazu beigetragen, dass sich selbst reflektierte Menschen, wozu ich mich schon zähle, noch schlechter fühlen, wenn sie mal keine Alternative wählen. Bei der Planung der nächsten Ausgabe von AMRO20 (Anmerkung der Red.: Eine Veranstaltung von servus, 20. – 23. Mai) werden wir das alternative Reisen einmal mehr berücksichtigen, was sich, so absurd es ist, in Kosten und anwesenden Gästen widerspiegeln wird. Viele unserer Gäste haben bereits eine alternative Reisepraxis. Um dies auch weiterhin zu etablieren, braucht es aber grundsätzlich eine längere Planungssicherheit (abhängig von FördergeberInnen!), Zeit und entsprechende Kommunikation mit unseren Gästen. Wie radikal wir unsere eigene Einladungspraxis für die nächste Ausgabe im nächsten Mai durchziehen werden ist noch offen, aber ein interessanter Gedanke! Der Artikel[1] **»Techno-fix futures will only accelerate climate chaos – don't believe the hype«**, den ich nach meiner Rückkehr online gelesen habe, schreibt in der Einleitung: Eine Zukunft im Einklang mit der Natur zu gestalten, wird nicht einfach sein. Unsere kollektive Vorstellungskraft ist an Ideen gebunden, die uns an den Rand einer Umweltkatastrophe gebracht haben. Die Art und Weise, wie wir arbeiten, reisen, essen und sogar denken, ist in Systeme eingebettet, die die Nutzung fossiler Brennstoffe aufrechterhalten, in die natürliche Welt eingreifen sowie Reichtum und Ressourcen aus dem globalen Süden nutzen. Das bedeutet, dass wir jeden Aspekt der Gesellschaft, wie wir sie kennen, verändern müssen, um den schlimmsten Klimabruch zu vermeiden. Aber dafür bedarf es eines tiefen Verständnisses dafür, warum die Industrie die obere Atmosphäre verschmutzen durfte und wie wirtschaftliche und politische Infrastrukturen aufgebaut werden können, um die Emission von Treibhausgasen und die Zerstörung von Ökosystemen zu stoppen.

Das Impakt Festival

IMPAKT ist eine Medienkunst-Organisation in Utrecht und wurde schon 1988 gegründet. Wie andere Festivals mit langer Geschichte hat es seinen Ursprung im Bereich Film und Video. Heute verfolgt es einen interdisziplinären Anspruch. Es präsentiert kritische und kreative Perspektiven von Medienkultur, audio-visueller und zeitgenössischer Kunst. So habe ich auch die aktuelle Ausgabe erlebt, wobei mir bei der Praxis der Festivalorganisation das Kritisch-Alternative abging – vor allem, als ich beim Akkreditieren zu einem Google-Account gezwungen worden wäre. Ich bin dem mit Widerstand begegnet. Hinter dem Event steht Arjon Dunnewind, Künstler und Researcher, der auch das Festival gegründet hat. Bis heute ist er Direktor der Organisation. Ich hatte nur kurz in einer Diskussion am letzten Tag mit ihm Kontakt. Während des Festivals huschte er im Hintergrund herum, wirkte etwas nervös, zurückhaltend und unnahbar – aber sympathisch. Besucherzahlen schienen irgendwie eine große Rolle zu spielen. Bei jeder Veranstaltung wurden Pässe und Tickets gescannt und Sitzplätze vergeben, was etwas nervig war. Alle Talks, Filme, Panels, Keynotes und Performances waren sehr gut besucht (Fassungsvermögen des Saals etwa 100-150 Menschen), was für die Veranstaltung spricht. Für die aktuelle Ausgabe »Speculativ Interfaces« hat Arjon Dunnewind die drei KuratorInnen **Bárbara Perea, Jan Adriaans** und **Marloes de Valk** engagiert, drei unterschiedliche Subthemen an drei Tagen zu kuratieren.

Marloes de Valk, Software-Künstlerin und Autorin steuert seit vielen Jahren zu unserem Festival (AMRO) aktiv bei. Sie hat mich zum Festival gebracht. Ich war also besonders auf ihr Subthema **»Persuasive Tech Lab«** gespannt, das den ganzen Samstag stattfand.

Calm Technologies[2]

Mit diesem Panel startete der Samstag. Die Begriffe »calm computing« und »calm technology« wurden 1995 von den PARC-Forschern Mark Weiser und John Seely Brown[3] als Reaktion auf die zunehmende Komplexität der Informationstechnologien geprägt. Er war der Meinung, dass das Versprechen von Computersystemen darin bestand, dass sie »Komplexitäten vereinfachen, nicht neue einführen« könnten. Heute hat sich die Idee der Technologie als stiller Diener in eine Industrie verwandelt. Unsere Welt besteht aus Informationen, die um unsere Aufmerksamkeit konkurrieren. Was ist notwendig? Was nicht? Wer wird bedient?

Bild: Ushi Reiter

Impakt at Cirque du Data

Den ersten Input von **Olia Lialina** (*http://art.teleportacia.org/*), die als Pionierin der Internetkunst (Netart) gilt, begann mit einer Analyse, wie sich die Terminologie ab 2007 in dem Zusammenhang von »Calm Technologies« verändert hat. So spricht man heute nicht mehr von »Computern« sondern von »Technologie«, nicht mehr von »Interfaces«, sondern von »Experiences«, so wurden »User« zu »Leuten«. Dahinter steht eine Industrie, die uns unserer Rolle als simple BenutzerIn (User) enthebt und uns dazu zwingt, Computer nicht nur zu nutzen, sondern »Erfahrungen« machen zu müssen. Damit einher geht die schwindende Kontrolle über die Computer, die wir bedienen, verloren, die aber natürlich auch immer kleiner werden und sich überall befinden (Internet of Things). Ein Beispiel aus einer Apple-Werbung aus 2007 untermauerte perfekt Lialinas Theorie. So fragt in diesem Clip eine Mutter ihr Kind: »Was machst du auf deinem Computer?«. Und das Kind antwortet: »Was ist ein Computer?«. Genauso, wie der Computer aus der Kommunikation verschwindet, geht es dem Interface, welches durch Erfahrung ersetzt wurde. Heute haben wir z.B. eine »Login Experience« – dabei loggen wir uns einfach in ein Interface ein. Ein simples Update einer Webseite wird uns im Browser als »Wir sind bemüht, ihre Erfahrung mit xy zu verbessern« verkauft. Lialinas Beobachtungen und Thesen dazu scheinen für meine Generation und meinen kulturellen Background naheliegend und vertraut – das alles in der Form festzuhalten und so zu vermitteln, ist nicht nur wunderbar, sondern ist Kritik, die politisch ist.

Plotting Data

Cristina Cochior (*http://randomizer.info*) war die nächste Sprecherin. Als Forscherin und Designerin interessiert sie sich für Strukturen der Wissens-Koproduktion, für die Politik der Automatisierung, Archivrepräsentation, für Open Access Publishing und lokalisierte Softwarepraktiken. In dem Projekt »Plotting Data« arbeitet sie mit Ruben van de Ven (*https://rubenvandeven.com/*) zusammen. In ihrer Arbeit schauen sie Datensätze an, die eine große Kollektion von Bildern enthalten. Da Datensätze die Grundlage bilden, auf der Computermodelle aufbauen, die in der automatischen Entscheidungsfindung verwendet werden, bilden diese keine destillierten Versionen der Realität ab. Konflikte und Unklarheiten werden vernachlässigt, um die Realität berechenbar zu machen. Wie jede Technologie kodieren Datensätze ihr Ziel, ihren Zweck und das Weltbild der Macher.
Am Beispiel einer Satelliten-Aufnahme von Chicago aus dem Buch »Seeing Like a State«[4] verdeutlicht sie, dass die Interessen des Betrachters (einer Person, einer Institution oder der Stadtplanung), der/die diese Vogelperspektive auf die Stadt einnimmt um bestimmte Absichten zu verfolgten, meist nicht mit dem Bild übereinstimmt, das StadtbewohnerInnen haben – also derjenigen, die unmittelbar betroffen sind. Außerdem erwähnt sie einen Artikel von Catherine D'Ignazio »What would feminist data visualization look like?«[5], der für Cochior die Möglichkeit der unterschiedlichen Interpretation gleicher Datensätze brillant thematisiert und zeigt, wie wichtig es ist zu verstehen, wer die Vogelperspektive einnimmt und welche Interessen dahinter stehen. Don't trust Datavisualisation.

Youtube and Chill

»Youtube and Chill« – dies war der Titel des dritten Vortrags. **Davide Benqué**, Designer und Researcher beschäftigt sich in seiner Dissertation am Royal College of Art in London mit algorithmischen Vorhersagen und kritischen Designpraxen. Er arbeitet diagrammatisch. In seinem Vortrag schildert er seine Versuche, Youtube unter Aspekten seiner Forschungsfragen abzubilden bzw. zu kartieren – und schickt voraus, dass er daran bisher gescheitert ist. In seinem Projekt »Architectures of Choice[6]« untersucht er, wie Youtube seine Vorhersagen – also Vorhersagen darüber, was jemanden gefallen könnte und wie etwas empfohlen wird – designt. Er erwähnt in diesem Zusammenhang Nick Seaver, einen Medien-Anthropologen, der solche Vorhersagesysteme als Fallen (Traps) bezeichnet. Youtube verwendet, wie andere Plattformen auch, Spuren (Tracking), die wir beim Surfen hinterlassen. Diese Trackingdaten bilden die Basis für Algorithmen, beinhalten aber viele Schwachstellen und sind, so Benqué, auch dafür verantwortlich, dass gerade auf dieser Plattform Verschwörungstheorien wie etwa, dass die Erde flach sei, so prominent auftauchen. Mozilla kritisiert Youtube für ihre Algorithmen mit #YouTubeRegret[7]. Hier werden UserInnen eingeladen, ihre schlimmsten Youtube Empfehlungen zu veröffentlichen. Z.B.: »Like that time at 2 am when I searched YouTube for ‚Did aliens build Stonehenge?' and ever since, my YouTube recommendations have been a mess: Roswell, wormholes, Illuminati. I never intended for that to happen.«

Neben den lustigen Beispielen gibt es aber auch jene, die eine Verbreitung von politischen Meinungen multiplizieren, Meinungen, die nicht unbedingt der Realität oder Fakten entsprechen, so Benqué. Daher sei die Forderung, Algorithmen transparent zu machen, notwendig, aber auch nicht ausreichend, wie Mike Ananny (University of Southern California) und Kate Crawford (Microsoft Research) in einem Artikel argumentieren. In die Blackbox hineinsehen zu können löst nicht das Problem der Komplexität. Es geht darum, die Motivationen, Beziehungen, Ideologien ihrer BetreiberInnen entschlüsseln bzw transparent machen zu können.

---

[1] *https://theconversation.com/techno-fix-futures-will-only-accelerate-climate-chaos-dont-believe-the-hype-125678*
[2] *https://en.wikipedia.org/wiki/Calm_technology*
[3] *https://calmtech.com/about.html*
[4] https://yalebooks.yale.edu/book/9780300078152/seeing-state
[5] https://medium.com/@kanarinka/what-would-feminist-data-visualization-look-like-aa3f8fc7f96c
[6] https://davidbenque.com/projects/architectures-of-choice/
[7] https://www.mozillapulse.org/entry/1372

Ushi Reiter hat von 2005 bis 2017 den Verein servus.at *geleitet, seither ist sie im Vorstand als Obfrau aktiv.*

STADTWERKSTATT VERANSTALTUNGEN DEZ/JAN/FEB

Mi. 11.12.19 :: 20:00
Oberösterreich schwarz-blau... und braun? podiumsdiskussion

Fr. 13.12.19 :: 22:00 electronic
The Future Sound #89
mit Kalifornia Kurt

Sa. 14.12.19 :: 21:30
Dives Album Release + Bad Weed indiesurf, powerpop

Fr. 21.12.19 :: 22:00 electronic
MadAus Party by Madhou5e

Sa. 22.12.19 :: 17:00
Sonnwendfeuer

Sa. 22.12.19 :: 22:00 disco
Jesolo Project 80er X-Mas Budenzauber

So. 05.01.20 :: 21:30
Fireclath reggae, dancehall

Sa. 11.01.20 :: 22:00
Skero & Bum Bum hip hop

Sa. 18.01.20 :: 21:30
Da Staummtisch
Album Release hip hop

Do. 23.01.20 :: 18:00
Werkstattkonzert und Lesung 2

Fr. 24.01.20 :: 22:00
Elektro Guzzi techno

Sa. 25.01.20 :: 21:00
Manuel Normal
Abschiedskonzert pop

Sa. 01.02.20 :: 21:00
Wurst vom Hund Ball

Do. 06.02.20 :: 21:30
Tumido, Schtum electronic, jazz, rock

Fr. 07.02.20 :: 22:00
The Future Sound #90 electronic

Sa. 08.02.20 :: 21:00 pop
The Base Album Release + KMET

Sa. 22.02.20 :: 19:30
Shredfest metal

Fr. 28.02.20 :: 21:30
Reflector + Cherry Sunkist electronic, sludge rock

Sa. 07.03.20 :: 20:30
Bad Cop Bad Cop + Make War punk

Impressum versorgerin Nr. 0124 / dezember 2019 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@servus.at . web: versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, tanja brandmayr, claus harringer, kurt holzinger, paul schuberth, franz xaver . cover: peter weibel in der stadtwerkstatt, um 1980. fotocredit: STWST archiv, fotosammelserver STWST . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . basislayout/entwurf: us(c)hi reiter . anzeigen: versorgerin@stwst.at . auflage: 8.000 stück . druck: landesverlag wels . **RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4, 4040 LINZ**